



Zum hundertsten Todestage Palms.

Deutschland
in seiner tiefen Erniedrigung.

2. Neuabdruck.

Eingeleitet

von

Rich. Graf Du Moulin Eckart,

ord. Professor der Geschichte.



1906.

Fritz Lehmann, Verlag.

Stuttgart.

Einleitung.

Der Titel des Buches „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", das hier im Neudruck erscheint, ist seinem Herausgeber zum Verhängnis, für die Deutschen aber zum Schlagwort geworden, mit dem sie ein Jahrhundert lang den Druck des französischen Übergewichts und zumal der Napoleonischen Politik zu charakterisieren pflegten und es zum Teil noch tun. Man hat dabei den Ursprung dieses „terminus technicus" völlig aus dem Auge verloren, wenn auch die Gestalt des Buchhändlers Palm bis auf den heutigen Tag zu den populärsten Gestalten der Napoleonischen Ära gehört. Man sieht in ihm den Märtyrer der Willkür des Franzosenkaisers — und das Volk liebt die Märtyrer, zumal diejenigen, welche als Blutzeugen für die nationale Sache ihr Leben gelassen haben. Darüber hat man aber die Schrift selbst vergessen und die eigentlichen Motive derselben nicht weiter beachtet, obwohl gerade diese von größter Wichtigkeit und dem Büchlein einen Wert verleihen, den es als ein literarisches Produkt gar nicht hätte.

Der Verfasser hat inmitten der gewaltigen politischen Konstellationen, welche die Aufmerksamkeit aller großen und

kleinen Höfe fesselte und förmlich blind machte gegen die innere Not ihrer Lande, den ersten Versuch gewagt, das Volk selbst über sein namenloses Elend aufzuklären. Kein Zweifel, die Schrift hat nicht bloß politische, sondern auch im hohen Grade soziale Bedeutung. Und der Verfasser hatte dies in vollstem Maße gewollt. Er wollte kein eigentliches politisches Essay schreiben, das ihm die Gunst gelehriger Diplomaten erwerben konnte — nicht an den „Palast" oder das „Museum" wendete er sich, sondern seine Schrift sollte den Weg „in die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmanns" finden, „dem man so gerne das Ziel verrücken, und in genauer Ansicht seines eigenen Zustandes sowohl, als seines Vaterlandes, eine falsche Brille hätte aufstecken mögen".

Während die Rheinbundstaaten sich in dem neugewonnenen, äußeren Glanze sonnten, weist er auf die Schattenseiten hin, die diese so sehr begrüßte Entwicklung unmittelbar im Gefolge hatte. „In diesen von außen glänzenden Provinzen," sagt die Vorrede, „durchhallet schauerliches Wehklagen über Geldmangel, Teuerung und nahrungslose Zeiten Germaniens sonst so glückliche Provinzen." Und indem er nun die Ursache dieses jammervollen Zustandes erforscht, weist er jedem der Höfe seine Schuld und seinen Anteil an „Germaniens Unglück" zu. Damit legte er aber nicht nur den Finger an die wunde Stelle, sondern er wies bereits damals, da der deutsche Norden noch in behäbiger Sicherheit sich wiegte und inmitten der ungeheuren Bewegung, die Europa mit sich fortriß, einem genußfreudigen Phäakentum hingab, auf die Not hin, die sieben Jahre

später gerade dem Norden das Schwert in die Hand drückte, den Qualen der Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Der nationale Aufschwung der Nation hatte also sehr bedeutsame soziale Beweggründe: das Gefühl der Unerträglichkeit seiner Lage hat den Bürger und Bauer zum Patrioten und zum Helden gemacht. Hätte diese Schrift schon damals die volle Wirkung haben können, die sie beabsichtigte, die Folgen wären so weittragend gewesen, wie sie das scharfe Auge Napoleons recht wohl erkannte, seine niemals rastende Sorge befürchtete. Schien es ihm doch als das düsterste Verhängnis, daß er, der Gewaltige, der Frankreich die innere Ruhe und Ordnung zurückgegeben, der die Liebe und das Vertrauen des „Bourgeois" gewonnen, weil er ihm Sicherheit des Besitzes gab und ihm denselben überdies mit dem Glanze unerhörten nationalen Ruhmes verklärte, seine Machtstellung von außen bedroht sehen sollte durch die Völker, denen seine Siegerfaust unerträglichen wirtschaftlichen Druck aufgeladen.

Das war's, was er stets befürchtete. War es doch die Folge seines Systems, auf dem die Sicherheit seines Thrones mitberuhte: Schonung der wirtschaftlichen Kräfte Frankreichs auf Kosten der „Verbündeten". Und so hat ihn die Furcht nie verlassen, daß er dadurch bei den so Tiefgebeugten Kräfte wecken könnte, die den seinen gewachsen waren. Die Höfe hielt er im Zaum, aber dieser Pasquillenschreiber wandte sich an das Volk, an den Bürger und an den Landmann: das schien ihm Revolution gegen den Bändiger der Revolution; der Funke mußte ausgetreten werden, noch ehe er zu zünden vermochte. Denn seine

Stärke lag naturnotwendig in der Schwäche der gegnerischen Elemente. Das hatte ihn der Gang der Ereignisse, die Geschichte der großen 17 Jahre anschaulich gelehrt, die er selbst schaudernd miterlebt und die ihn auf den höchsten Punkt Europas gehoben hatten.

Was war ihm Deutschland gewesen, da er nach langem Ringen sich an der Spitze der italienischen Armee sah und nun in einem Siegeslaufe, wie ihn die Welt noch kaum gesehen hatte, Italien den Österreichern entriß und vom Hafen von Ancona aus auf das Meer blickte, das dem Sohne Korsikas wie die mütterliche Heimat dünkte und ihn mit welterobernden Plänen berauschte. Dann freilich wandte auch er den Blick nach Norden und er erkannte bald die Stellen, wo er die französischen Grenzpfähle einschlagen mußte. Und er fühlte, daß er aus dem schwachen Nachbarn einen leistungsfähigen Untertanen machen mußte. Auch hier war ihm der Weg gewiesen, wie einst durch Robespierre nach Italien. Er brauchte bloß die alten Pläne wieder aufzunehmen, die schon in den Tagen König Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. einen der Kernpunkte der französischen Politik gebildet hatten, und welche die Revolution mit intuitiver Gewalt und genialer Erkenntnis der politischen Notwendigkeiten wieder aufgenommen hatte. Aber nicht die revolutionäre Propaganda, sondern das Schwert der Nation sollte sie zu Ende führen.

Die politischen Köpfe der Revolution hatten sich längst für Deutschland ihre eigenen Maximen gebildet. Die politische Zersplitterung des Landes berechtigte sie ja auch, diesem Volke den Charakter als Nation abzusprechen und es lediglich

als einen lockeren Staatenbund zu betrachten, der nur äußerlich durch den Kaiser und den Reichstag von Regensburg verknüpft sei. Waren doch die Gegensätze gegen das Reich gerade vor dem Losbruch der Revolution in unmittelbarer Weise zutage getreten im Fürstenbund, der bei allen Einigungsbestrebungen doch den Zwiespalt in der Nation selbst aufs Neue hervortreten ließ und Frankreichs Politik einen neuen glänzenden Aspekt eröffnete.

Wenn die gesunden Ideen, welche in dieser Fürstenföderation zweifellos verborgen lagen, zu voller Entwickelung gelangten, wenn diese in der Nation selbst eine Basis fand, dann wäre der Deich geschaffen gewesen, an welchem sich die Wogen der Revolution gebrochen hätten. Aber bei aller Weisheit der Kabinette, bei all' der Kraft des Gedankens, der diesem Bund in Preußen eine starke und mächtige Spitze geben wollte — dafür fehlte der Blick: mit einem Worte, es fehlte der Anknüpfungspunkt zwischen den Kabinetten und dem politisch völlig indifferenten Volke. Nirgends tritt dies deutlicher hervor als in dem Kriege gegen die Revolution selbst, zu dem sich die deutschen Staaten endlich doch entschlossen. Man fand im Leben der Nation nicht das einigende Prinzip: das lag völlig außerhalb. Man glaubte es in dem Schutze des französischen Königtums gewonnen zu haben. Und doch auch das war Chimäre. Schon bei der Zusammenkunft der Souveräne in Mainz mußte man erkennen, daß lediglich ein schrankenloser Egoismus die Triebfeder der Alliierten war. Aus dem heiligen Krieg, dem Kreuzzug gegen die Jakobiner, ward ein Kabinetskrieg, der kläglich genug endete. Preußen zog

sich aus dem Kampfe zurück und schloß den Frieden von Basel: ein Schritt, den man lange Zeit arg gescholten hat, weil es damit die Rheingrenze preisgegeben. Der Friede an sich war nicht zu tadeln. Noch ließ er dem Berliner Hofe völlig freie Hand, dies bedrohte Gebiet zu retten. Aber der Zwiespalt mit Österreich, das bis zum Äußersten gesteigerte gegenseitige Mißtrauen haben bewirkt, daß dem Baseler Frieden der von Campo Formio folgte: und nun hatte Frankreich freie Hand. Das linke Rheinufer war gewonnen und im gleichen Augenblicke setzte es seinen Fuß auf das rechte Ufer. Und nun begann die eigentliche Epoche von „Deutschlands tiefer Erniedrigung". Noch einmal war in dieser Zeit der Gedanke eines Zusammenschlusses der deutschen Staaten unter preußischer Hegemonie aufgetaucht. Aber Preußen wollte sein und des Nordens Sicherheit diesem unsicheren Spiel auf Vorteil und Gefahr nicht preisgeben. Es ahnte nicht, daß in dieser Zeit und solchen Kräften gegenüber kein Vertrag, sondern nur das Schwert zu helfen vermochte. Und so kam es, daß mit dem Rastatter Kongreß Frankreich zum Schiedsrichter Deutschlands wurde und die Idee der Säkularisation, die aus der Not der Zeit heraus gewachsen, nun Frankreich das Mittel gab, die Fürsten Deutschlands an seine Politik zu fesseln.

So ward aus einem Gedanken, aus dem Deutschlands Wiedergeburt erstehen konnte, eine Kette, die der Fremde dem deutschen Volke anlegte. Jetzt begann in Paris und in Rastatt jener erbärmliche Schacher, dem die französische Regierung selbst Einhalt tun mußte, weil in der Tat Deutschland nicht ausgereicht hätte, all' die territorialen

Ansprüche der kleinen und kleinsten Fürsten zu befriedigen. Der Begriff von Mein und Dein, das Verständnis und Gefühl für historische Rechte waren den Kabinetten völlig entschwunden. Die skrupellosen Lenker der französischen Politik mußten hiedurch einen Einblick in die deutschen Verhältnisse gewinnen, der ihnen zeigte, daß die Saat reif war. Und sie waren klug genug, von jeder revolutionären Propaganda zurückzukommen: denn leichter konnten sie diese Fürsten ins Schlepptau nehmen, sie folgten ihnen willfähriger als das Volk. Denn auch hier konnte der Geist der Revolution einigend wirken und Kräfte entfesseln, welche durch die Kleinstaatenmisere gebunden lagen. So bildete sich aus den deutschen Fürsten, die von ihrem Gottesgnadentum aufs tiefste durchdrungen waren, eine Gefolgschaft für die französische Republik. Ihre Machthaber erkannten recht wohl die Bedeutung derselben bei dem drohenden Ausbruch einer neuen Koalition. Zog sich doch das Gewölk drohend genug zusammen: Österreich wollte nicht den freilich selbst geschaffenen Zustand legitimieren, der es völlig machtlos gemacht hätte, England und Rußland warben für die Koalition und ließen sich werben. Nur Preußen widerstand den Versuchungen der französischen Diplomaten wie den dringenden Mahnungen der verbündeten Mächte. So konnte die Entscheidung in der Tat bei den Mittelstaaten liegen. Und diese selbst hatten indes schon gelernt, in Frankreich den einzigen Retter zu erkennen. Es ist der entscheidende Moment in der bayrischen Geschichte, man darf sagen, des Rheinbunds.

Am 16. Februar 1799 war Karl Theodor gestorben

und Herzog Maximilian Joseph bestieg den kurfürstlichen Thron. Er betrachtete die Lage von seinem bisherigen Standpunkt aus. War er doch unter Preußens Führung dem Gedanken des Zusammengehens mit Frankreich immer näher gekommen. Dieses war bereit, ihn mit offenen Armen aufzunehmen. Das Direktorium sprach von dem Bund, Max Joseph rief dessen Vertreter in der Begrüßungsaudienz zu: „Ich bin in Frankreich geboren, ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten". „Bei jedem Siege der französischen Waffen habe ich es gefühlt, daß ich Franzose bin." Aber noch war der Moment nicht gekommen, diesen Bund zu schließen. Und Montgelas erkannte recht gut die Notwendigkeit, sich mit den gesamten Kräften des Staates der Koalition zur Verfügung zu stellen.

Wohl sprach man im Volke viel von Neutralität. Aber nur der Starke vermag es, neutral zu bleiben. Und hier drängte die äußerste Notwendigkeit dazu, Partei zu ergreifen: das Schwert wurde dem Kurfürsten gewissermaßen in die Hand gedrückt. Er mußte tapfer sein, und zwar gegen die Franzosen. Nicht genug, daß Erzherzog Karl sein Heer bis an den Lech vorgeschoben hatte und jeden Augenblick über Bayern das gleiche Schicksal zu verhängen vermochte, wie dies in den Tagen Max Emanuels und Karl Alberts geschehen. Auch Rußland grollte, Kaiser Paul gedachte die Verletzungen des Maltheserordens an dem neuen Kurfürsten furchtbar zu rächen: schon waren seine Truppen im Anmarsch gegen Bayern, und England — bot die Hilfe aus der prekärsten Lage, die man sich denken konnte. Die Kassen waren leer, der Wohlstand zerrüttet, der

Kredit erschöpft: da griff Montgelas mit beiden Händen zu und schloß den Subsidientraktat, der es möglich machte, ein bayerisches Heer auf die Beine zu stellen und die Mittel bot, die stockende Staatsmaschine im Gang zu erhalten. Und doch hätten alle diese Momente an und für sich nicht ausgereicht, Montgelas von Frankreich abzudrängen: die eigentliche Ursache lag bei diesem selbst. Er kannte das Schwankende in der französischen Politik: er wußte, daß die schönsten Verheißungen der französischen Regierung voll trügerischen Klanges waren, solange er sie nicht bestätigt erhielt aus dem Munde des Einen, in welchem er den künftigen Herrscher Frankreichs erkannte.

Erst als Bonaparte genügende Sicherheiten bot, daß er nicht gewillt sei, die pfalzbayrischen Erblande als Kompensationsobjekt für Österreich zu verwenden, machte Montgelas die Schwenkung, welche zum Frieden von Lüneville und zum Rheinbund führte. Und Montgelas hatte sich während der ganzen Dauer der Allianz mit Österreich in vollem Widerspruch zu dem Volke befunden, bei dem gerade das Bündnis mit Frankreich unendlich populär gewesen wäre. Aber seine Politik hatte sich bewährt. Das Verhängnis, das seit dem Frieden von Campo Formio Bayern bedrohte, war abgewendet, aus dem Gegner war ein Freund geworden, der zusammen mit Rußland die bayrische Integrität vollkommen garantierte. Und noch hätte das Schicksal des Reiches selbst abgewendet werden können, wenn Österreich und Preußen sich in letzter Stunde geeinigt hätten. Aber alle Bemühungen scheiterten, und so gelang es der meisterhaften Politik Talleyrands, die

Neugestaltung Deutschlands ganz nach den französischen Intensionen durchzuführen: Englands Zustimmung ward gewonnen, Rußland gab seinen Widerstand auf und Preußen fügte sich den gegebenen Verhältnissen, die es nur durch Blut und Eisen hätte ändern können. Österreich, das über all' diese Vorgänge im Dunkel gehalten worden war, schien diesen Weg gehen zu wollen. Aber es verblieb bei einzelnen Feindseligkeiten gegen Bayern; gegen Frankreich das Schwert zu ziehen, konnte es jetzt nicht wagen. Von allen verlassen mußte es sich dem Willen Bonapartes fügen. So kam denn nach langen Beratungen am 25. Februar 1803 der Reichsdeputationshauptschluß zustande: das geistliche Fürstentum, das gewissermaßen die Grundlage des alten Reichs gebildet, es hatte damit sein Dasein geschlossen und damit waren die Pfeiler des Reiches selbst zerschlagen, es mußte nachstürzen und zerbröckeln. Bonaparte aber hatte das Terrain gewonnen, ein neues Gebäude nach seinem Sinn und zu seinen Zwecken aufzuführen. Er ahnte nicht, daß er dabei die Grundmauern schuf für ein neues Deutsches Reich, das stark genug war, nicht nur Frankreichs Übergewicht zu brechen, sondern ein „Reich der Mitte" zu bilden, das achtunggebietend den Frieden Europas aufrechterhält.

Aber damals beherrschte er bereits die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, und man muß sagen, daß ihre Sympathien für den französischen Machthaber größer waren in dieser Epoche als nach der Gründung des Rheinbunds. Es war eine Zeit der schönsten Hoffnungen, aber auch der kühnsten und krausesten Planmacherei. Ein politisches

Spekulationsfieber hatte die Kabinette ergriffen. Sie hatten viel erreicht, sie hofften noch mehr gewinnen zu können durch die Huld des einen Mannes, der die Lose Europas so mächtig durcheinandergeschüttelt hatte. Und es geschah auch viel Gutes in dieser Zeit. Denn in allen deutschen Staaten, die durch geistliches und weltliches Gebiet vergrößert und arrondiert worden waren, begann nun die Arbeit an der wirtschaftlichen Hebung des Landes. Die Armeen wurden nach französischem Muster verbessert und gaben den Ländern erhöhte Bedeutung. Die Gesetzgebung schlug freiere, modernere Bahnen ein. Der Staatsgedanke war erwacht und durchdrang alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Mit alten, unerträglichen Mißständen wurde aufgeräumt und dadurch auch das Volk aus seiner Lethargie geweckt. In Baden nicht minder wie in Württemberg wurden Reformen der wohltätigsten Art durchgeführt. Vor allem aber in Bayern bewährte Montgelas die Fähigkeiten des genialen Staatsmannes und schweißte die gewonnenen Gebiete zu einem starken und tüchtigen Staatswesen zusammen. Der Friede ward daher als eine um so größere Segnung empfunden, als seine Früchte nun dem Lande in so weitgehender Weise zuteil wurden.

Aber schon drohte ein neuer Krieg. England war des Friedens von Amiens längst überdrüssig geworden, und nachdem es den Kampf aufs neue begonnen, war es sein eifrigstes Bemühen, die übrigen Mächte darein zu verwickeln. Es warb in Berlin wie in Wien um Bundesgenossenschaft und wußte vor allem den Ehrgeiz des jungen Zaren Alexander anzustacheln, der seit der Hinrichtung des Herzogs

von Enghien von tiefstem Hasse gegen den Despoten erfüllt war. Und wie hätte Österreich den geschaffenen Zustand auf die Dauer ertragen können. Noch hielt Franz II. die Kaiserkrone fest, aber der Besitz des bedeutungslosen, zum Spott gewordenen Diadems hätte ihn reizen müssen, der gesteigerten Schmach ein Ende zu ersinnen. Er hatte es nicht gewagt, mit dem kühnen und genialen Feldherrn sich in einen neuen Waffengang einzulassen. Das Heer war in bedenklichem Zustand, die Finanzen in voller Deroute. So hatte er den Lockungen Englands widerstanden und ruhig die Verletzung des Reichsgebiets geschehen lassen, da man den Herzog von Enghien widerrechtlich in Ettenheim gefangen nahm.

Auch als Rußland den Krieg erklärte, blieb er neutral und erkannte selbst die Kaiserwürde Napoleons an.

Aber es gab einen Punkt, wo er verletzlich war — Italien. Da Napoleon die Konsequenzen aus seiner neuen Würde zog und sich in Mailand die eiserne Krone aufs Haupt setzen ließ, da schenkte Kaiser Franz endlich dem Drängen der Alliierten Gehör und schloß mit England und Rußland ein Offensivbündnis (7. Juli 1805). Das ward ihm zum Verhängnis. Mit unerhörter Schnelligkeit brach Napoleon von seinem imposanten Heerlager in Boulogne auf, um dem österreichischen Angriffe zuvorzukommen. Ihm schien es eine Erleichterung, da ihm Österreichs drohende Haltung Anlaß bot, das Projekt der Landung in England aufzugeben. In rasender Eile nahte er der deutschen Grenze, und nicht minder rasch waren die Verträge mit den Mittelstaaten abgeschlossen, die ihm 30000 Mann Truppen zu-

führten. Am 20. Oktober war der Feldzug so gut wie entschieden. General Mack hatte in dem festen Ulm kapituliert, in das er sich geworfen, dem Kaiser den Einbruch in Deutschland zu wehren. Am 24. Oktober hielt Napoleon seinen Einzug in die bayrische Hauptstadt. Der Jubel war grenzenlos, Man sah in ihm den Erretter und das Manifest des Kurfürsten fand freudigen Widerhall im ganzen Volke. „Der Kaiser der Franzosen," hieß es darin, „eilte mit seinen tapferen Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpfen eure Söhne an der Seite der sieggekrönten Völker, und bald, bald naht der Tag der Rettung." Und Napoleon fühlte sich unter den Bayern wie zu Hause. Der Jubel, die warmherzige Begeisterung, die sich unverhüllt und fast zügellos gebende Liebe für seine Person taten ihm wohl. So war er von bezaubernder Liebenswürdigkeit für alle, die mit ihm in Berührung kamen. Der Kurfürst selbst übte wohl von seinem ganzen Volke am meisten Zurückhaltung. Er vermied ein Zusammentreffen mit seinem Bundesgenossen und Beschützer und traf erst nach dessen Abreise wieder in München ein. Es folgten Tage banger Unruhe, die auch auf die Verhandlungen ihren Einfluß übten.

Der Kurfürst verfiel in seine alte Ängstlichkeit, aus der ihn weder die sichere Ruhe seines Montgelas noch die enthusiastischen Berichte des Baron Gravenreuth von dem Hauptquartier zu reißen vermochten. Und in der Tat, die Lage war ernster als je. Was sollte werden, wenn das Unheil über Napoleon hereinbrach? War doch, wie die Berichte meldeten, die Stimmung in Paris und in ganz

Frankreich eine recht bedenkliche. An der Pariser Börse hatte die Abreise des Kaisers auf den Kriegsschauplatz eine Baisse hervorgerufen, wie man sie seit dem Staatsstreich von Saint Cloud nicht mehr erlebt hatte. Eine förmliche Panik machte sich geltend. Und der finanziellen Krisis schien eine politische folgen zu sollen.

Schon hörte man Rufe: „Nieder mit dem Kaiser!“ Man sprach von militärischen Aufständen, von Verschwörungen der Generäle, und immer mehr brach sich der Gedanke im Volke Bahn, daß man des Kaisers nicht mehr bedürfe, ja daß seine Persönlichkeit Frankreichs Unglück sei: „Sein Genie hat das Werk vollendet, sein Ehrgeiz wird es vernichten.“ Und das Manifest der Alliierten überzeugte die Franzosen, daß jene nicht Krieg führten gegen das französische Volk, sondern nur gegen Bonaparte. „Und sollte seinetwegen die Kriegsfurie entbrennen und ihm die tausende und aber tausende von Opfern fallen?“ Das wußte man alles am Münchener Hofe und weit mehr.

Freilich, Napoleon stand sicher, solange er der Armee vertrauen konnte. Aber war dies wirklich die goldene Schar, der kein Feind zu widerstehen vermochte, die sich ohne Ordnung, plündernd und raubend durch die Lande der Verbündeten wälzte, wie der Heerwurm, ein unheimliches Gewimmel und Getümmel, ohne geordnete Verpflegung und Fouragewesen!

Und dann kam eine Nachricht, die auch Napoleon selbst im Innersten erschütterte, die Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar (21. Oktober). Der gewaltige Kampf gegen England schien zu Ende, der kühne Plan einer Landung in England auf lange vereitelt.

Da hieß es stark sein und fest, wollte man den Verheißungen und Drohungen widerstehen, die nun von Preußen her an den Kurfürsten herantraten. Den Anlaß bot der Durchmarsch seiner Truppen durch das Ansbachische Gebiet. Wenn Friedrich Wilhelm III. nun doch auf die Seite der Alliierten träte? Wer würde ihn hindern, Bayern als Ersatz an Österreich zu geben, konnte er dadurch seine fränkischen Besitzungen retten. So wollte Max Joseph, dem Wunsch Napoleons entsprechend, zwischen beiden Mächten vermitteln. Der bayrische Gesandte aber wurde von Hardenberg gar nicht vorgelassen, geschweige denn vom König. Man wußte, daß Hardenberg Bayern haßte, und daß man einen Augenblick in Berlin bereit war, mit Österreich zusammen sich gegen Bayern zu wenden. Da schützte freilich vor dem vernichtenden Schlage nur der Schild Napoleons — und sein gutes Schwert, das ihn auch diesmal aus peinvoller Enge wieder befreite und über alle Fährden und Nöten glanzvoll hinweghalf. Wie Abukir ausgeglichen wurde durch seinen Sieg an dem verhängnisvollen Strande, so machte er — für das Festland wenigstens — Trafalgar wett durch Austerlitz. Hier hatte er am Jahrestage seiner Kaiserkrönung (2. Dezember) sein Genie und sein Glück aufs neue bewährt. Die Österreicher hatte er oft genug geschlagen, und seit dem Tage von Ulm hatte er sie siegreich vor sich hergetrieben. Dort aber war ihm ein neuer Feind entgegengetreten: es waren die tapferen Bataillone, die Suworoff einst auf den Schauplätzen von Bonapartes ersten Ruhmestaten zum Siege geführt hatte. Der Tag war sein: hier hatten drei Kaiser gefochten, er hatte die beiden anderen

besiegt. Und glänzend wie die Schlacht war auch der Frieden, den er notwendig brauchte wie den Sieg, und den er, auch hier sein eigener Unterhändler, schloß. Denn seine Lage war vielleicht schlimmer gewesen als damals im Jahre 1797, da er mit seinen erschöpften Scharen in das Herz der österreichischen Monarchie vorgedrungen war und nur wenige Meilen von Wien stand. Denn jetzt hätte ihm Preußen in die Flanken fallen und eine vernichtende Niederlage beibringen können mit seinen 180 000 Mann. Aber Friedrich Wilhelm hatte auch jetzt nicht den Mut seines Hauses bewährt. Er hatte den Versuchungen Frankreichs, den Bemühungen und Drohungen Rußlands widerstanden, die Bestrebungen Österreichs überwunden durch sein Schwanken und seine Schwäche, die ihm noch einmal zum Heile zu werden schien, aber nur für einen Augenblick.

Denn Napoleon hatte gegen den unschlüssigen und schwachen König heftigen Haß gefaßt. Er wollte sich rächen und der Tag der Abrechnung war nahe. Für jetzt freilich war es ihm dort in Schönbrunn gelungen, dem Grafen Haugwitz das Netz überzuwerfen und somit Preußen zu einem Vertrage zu veranlassen, der sein unseliges Geschick besiegelte. Napoleon wußte, daß er seine Waffen schärfen mußte gegen einen Gegner, um welchen einst die Machthaber der französischen Republik geworben hatten, der noch nie feste Partei ergriffen und der jetzt, um dem Verderben zu entgehen, demselben blindlings entgegenging. Freilich ahnte Graf Haugwitz nicht, was er tat, da er am 15. Dezember mit General Düroc den Vertrag abschloß, der seinen Staat wenigstens äußerlich wiederum

mit Frankreich aussöhnte. Er war stolz in dem Glauben, die Monarchie gerettet zu haben. Für Napoleon aber war der Vertrag ein neuer Sieg, die erste Rache für Trafalgar. Denn Preußen erhielt „zu völlig souveränem Besitz die Staaten des Königs von England in Deutschland“—Hannover. Dafür aber mußte es Neuschatel, Cleve und Ansbach abtreten, das Napoleon als Entschädigung für Bayern ausersehen hatte. Er wußte wohl warum: der Besitz der Markgrafschaft verfeindete wenigstens für den Augenblick Bayern mit Preußen. Und unter dem gleichen Gesichtspunkt erhielt es die köstlichsten Stücke aus der österreichischen Beute, die Franz II. durch den Preßburger Frieden (26. Dez.) cedieren mußte. Wie selbstlos schien Napoleon, wenn er Tyrol, Vorarlberg, Passau, Lindau Bayern zuteilte, und an Baden das alte Konstanz gab und die Ortenau, an Württemberg einen Teil des Breisgaus abließ. Aber es war doch ein Danaergeschenk: der neue Besitz mußte sie auf immer von Österreich trennen; sie mußten dessen Schwäche wünschen, denn erstarkte es wieder, dann war die Beute verloren. So glaubte er diese Staaten für immer an sich gefesselt zu haben.

Und in der Tat, da er in der Silvesternacht seinen Einzug in München hielt, da er den Jubel der bayrischen Hauptstadt hörte über die Erhebung des Landes zum Königreich und die grenzenlose Begeisterung sah, mit der die dankbaren Bayern ihm huldigten, da ging auch ihm das Herz auf und er fühlte sich inmitten des dankbaren Volkes glücklich und zufrieden. Freilich im königlichen Schlosse hatte sich vor seiner Ankunft ein harter Kampf abgespielt,

da man von des Kaisers Projekt, die Prinzessin Auguste mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais zu vermählen vernahm und die Annahme unabweisbar war. Denn davon hing alles ab: ein Nein — und statt des Gönners hätte der Kurfürst den Todfeind gefunden, der nicht lange mit seiner Rache gesäumt haben würde, statt des reichen Zuwachses und statt der Königskrone die Entthronung seines Hauses. Viel eher hätte jener die Teilnahme an der Koalition verziehen als diese Weigerung. Da er seinen Willen durchgesetzt, und das Königskind für seinen Stiefsohn gewonnen hatte, da war er der gütige Kaiser und er gab dem König noch Tyrol, das er ohne dieses Opfer der jungen Prinzessin wohl nie erhalten haben würde. Aber der König hatte sich nur schwer zu dem Schritte entschlossen, den er dem verwandten Hofe in Darmstadt gegenüber mit der äußersten Notwendigkeit zu entschuldigen für nötig hielt. Es hatte etwas Rührendes, wenn Max Joseph den preußischen König bitten ließ, diese Mission in Darmstadt zu übernehmen und dieser antwortete: die Königin Luise selbst habe es getan.

Das Volk selbst ahnte von diesen Vorgängen nichts oder nur wenig. Es kam vor Festen und Festesjubel nicht zur Besinnung, und die Persönlichkeit Napoleons beschäftigte es über die Maßen. Kaum in Paris selbst konnte der Kaiser populärer sein als jetzt in München: er erschien als Rächer und Retter gegenüber dem alten Erbfeind und als der Mehrer des Landes, der den Wert der Bayern richtig erkannt, und ihnen die Stellung gab, die sie verdienten. Auch in Stuttgart und in Karlsruhe wurde Napoleon im großen Stile gefeiert, aber die Wochen in München blieben

dauernd in seinem Gedächtnis haften. Er hat einen Augenblick lang an die Liebe dieses Volks geglaubt und mit Recht. Sie war aufrichtig und ehrlich und es hätte nicht der historischen Heuchelei bedurft, welche aus den alten keltischen Bayern eine Verwandtschaft mit der großen Nation konstruierte; der Münchener und der Bayer hat ein starkes Empfinden für die Persönlichkeit und so huldigte er ohne Scheu und ohne Bedenken dem Genie Napoleons.

Es war seine Schuld, wenn diese Stimmung überraschend schnell umschlug und aus der Liebe ein grimmiger und wilder Haß wurde. Er glaubte dieser Lande völlig sicher zu sein, wenn ihre Herrscher an ihn gefesselt waren durch Bande der Dankbarkeit nicht minder wie voller Abhängigkeit. Er, der durch das Volk groß geworden war, verstand das Volk nicht, am wenigsten das deutsche. Und so kam es, daß er gerade in der Zeit, in welcher er die Verhandlungen einleitete, um Deutschland in ein neues System zu bringen, das es organisch zwar in sich verbinden, aber doch militärisch und politisch an Frankreich angliedern sollte, das Volk selbst sich und seiner Idee entfremdete.

Und hier treten uns zwei Tatsachenreihen in der seltsamsten Verbindung entgegen: die Verhandlungen, welche zu dem Abschlusse des Rheinbunds führten und die militärischen Maßregeln in Süddeutschland, die als scheinbare Repressalien gegen Österreich, auch zugleich auf Preußen wie auf die verbündeten Staaten einen schweren Druck ausüben sollten, — sie finden ihren Höhepunkt eben in der Katastrophe Palms. Napoleons Plan des Rheinbunds stand ja

bei ihm fest, in dem Augenblicke, da er den Degen gegen Österreich zog: alle Schritte, die Offensivverträge mit den Mittelstaaten, die weiteren Abmachungen in Brünn, der Preßburger Friede, wurden unter diesem Gesichtspunkt getan. Die Idee dieses Bundes lag also gewissermaßen in der Luft: wenn sie von verschiedenen Seiten angeregt wurde, wenn vor allem Karl Theodor von Dalberg selbst die Initiative ergriff, so kombinierte er gewissermaßen die Wünsche Napoleons mit den Nachklängen des Fürstenbundes. Aber die Durchführung war schwerer als dieser selbst geahnt und schon die Verhandlungen, welche in München darüber statthatten, zeigten die Schwierigkeiten, die hiebei zu überwinden waren. Es ist völlig falsch, hier bloß von Wohldienerei zu reden. Von Seiten der drei Staaten ist eine Initiative nicht ergriffen worden. Sie befehdeten sich über die Teilung der ihnen zufallenden Beute geradezu bis aufs Blut, und sie scheuten in dieser Beziehung auch vor dem Unwillen Napoleons selbst nicht zurück. Auch an der Loslösung vom Reich lag ihnen nichts. Vielleicht der badische Herrscher allein war in diesem Punkte etwas empfindlich und wollte wenigstens einen Rest der alten Beziehungen zu Kaiser und Reich gewahrt wissen. Aber wer hätte diese Erkaltung der reichsständischen Gefühle tadeln können. Schon Jahre vorher waren ja auch zwischen Preußen und Bayern, speziell zwischen dem Grafen Haugwitz und Montgelas Gedanken ausgetauscht worden, welche mit dem völligen Aufhören der Kaiserwürde rechneten. Der leitende Gedanke der Fürsten war die Souveränetät, wie sie Preußen einst erworben hatte, und wie sie selbst sie jetzt ausüben wollten. Des-

halb wäre ihnen der erwünschteste Standpunkt gegen Frankreich ein Bündnis für alle Zeiten gewesen.

Ein engerer Anschluß an den befreundeten Imperator schien ihnen wie eine Erneuerung des alten Übels, ja sie meinten, das hieße den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Erst Schritt für Schritt bequemten sie sich zu dieser Aufgabe ihrer vollen Unabhängigkeit und zu der Ratifikation der Rheinbundakte. Montgelas freilich und auch sein Gesandter Freiherr von Cetto in Paris sahen in dieser Frage weniger schwarz als Württemberg und Baden. Sie gaben nicht viel auf „dieses metaphysische Wesen" der sogenannten Rheinbundverfassung und jener wog mit staatsmännischer Klugheit die realen Werte gegenüber den individuellen ab. Er wies darauf hin, daß der Bund mit Frankreich die bedeutende Machtverstärkung Bayerns gebracht habe, daß der Bund für einen weiteren Zuwachs an Land und Leuten genügend Raum biete. Dieser Verstärkung der bayrischen Kräfte gegenüber bedeute die verhältnismäßig geringe Abhängigkeit von Frankreich nur wenig. Und dann würde für den gegenwärtigen Augenblick die Ablehnung die Rückkehr zu der früheren Hilf- und Ratlosigkeit bringen. Nicht einmal die Freundschaft Österreichs würde man damit erkaufen. Indessen sprach er es schon damals offen aus, daß der Überschwang französischer Macht unmöglich von Dauer sein könne. Er wußte, daß diese nur auf zwei Augen stand. So sah er in dem Rheinbund nichts anderes als eine Ausnützung der Gunst des Augenblickes und Österreich gegenüber „eine passagere Feldbefestigung", die so lange ihre Dienste tut, als man sie braucht. Deshalb lag ihm an der äußeren

Form des Rheinbundes nichts und er war zufrieden, wenn Cetto mit starker Ausnützung seiner Vollmacht zu dem Napoleonischen Plan seine Unterschrift gab, ohne die volle Zustimmung seiner Regierung eingeholt zu haben. Denn nicht ohne einen Akt starker Brutalität kam die Akte in Paris zustande. Napoleon hatte die Grenze für den Verkehr der Kuriere direkt gesperrt, und auch der bayrische Abgesandte Freiherr von Gravenreuth saß in Straßburg schimpfend und scheltend, aber festgebannt und konnte weder vorwärts noch rückwärts, bis Cetto zu seinem starken Ärger die Initiative ergriff und dadurch die Vertreter der übrigen Rheinbundanwärter naturnotwendig mit sich fortriß.

Montgelas war weitsichtig genug, seinen Diplomaten nicht fallen zu lassen und dessen Schritten die Sanktion zu erteilen, beziehungsweise zu erwirken. Auch hier hatte er mit der Unentschlossenheit seines Königs genug zu kämpfen, und es kann kein Zweifel walten, daß die Stimmung des bayrischen Hofes gerade bei Abschluß des Vertrages über den Höhepunkt der Franzosenschwärmerei längst hinaus war. Man heuchelte auch gar nicht eine übertriebene Ergebenheit gegenüber dem Protektor, und Napoleon selbst sah, daß hier von sklavischer Untertanenschaft nicht die Rede war, daß der Bund selbst nur so lange hielt als seine Macht. Man kann auch nicht sagen, daß Napoleon über den Abschluß dieses Werkes besonders sich gefreut hätte. Er hatte das Mindeste von dem erreicht, was er wollte, und er gab sich über den Erfolg keinen übermäßigen Illusionen hin. Für ihn war der Rheinbund ein Akt der Nothilfe, und er hat bei keinem seiner Werke und Taten mehr seine ganze

künftige Stellung im Auge gehabt als bei der Rheinbundakte. Äußerlich mag sie als der Ausdruck seiner Stärke gelten, im eigentlichen Sinn aber ist sie ein erstes Zeichen seiner Schwäche.

Freilich war es ein großer und entscheidender Moment, wenn sein Gesandter Bacher beim Regensburger Reichstag am 1. August die Erklärung abgab, daß „sein kaiserlicher Herr die deutsche Verfassung nicht mehr anerkenne und die Würde eines Schutz- und Schirmherrn des Rheinbundes angenommen habe, und die Hoffnung hege, daß die Bewohner Deutschlands künftighin das schreckliche Gemälde von Unordnungen aller Art, von Verwüstungen und Metzeleien, die der Krieg stets in seiner Begleitung hat, nur noch in den Erzählungen von der Vergangenheit erblicken werden."

Das war freilich eine Redeblüte, deren Verlogenheit jedem offenbar war, welcher die Lasten und Bedrückungen der französischen Armee sah, unter denen der deutsche Süden unsagbar litt. Denn diese war in den Landen zurückgelassen worden und blieb dort bis zum Ausbruch des Krieges gegen Preußen. Der Grund dieser peinvollen Maßregel war angeblich die Wegnahme Cattaros durch die russische Flotte.

Das war natürlich nur Vorwand. Er wollte die Armee beisammen halten, und zwar außerhalb Frankreichs, weil er für alle Fälle eine Stütze seines Thrones und seiner Stellung brauchte. Ferner wollte er dadurch den Verhandlungen mit den Südstaaten wie mit Preußen energischen Nachdruck geben. Es war System in dem Plane, und er hat seine Grundsätze, die er auch anderwärts anzuwenden

begann, mit unverhohlener Deutlichkeit ausgedrückt in seinen Mahnungen an den neuen König Joseph von Neapel: „Nur mit heilsamem Schrecken wirst du der italienischen Bevölkerung imponieren. Lege eine Kontribution von dreißig Millionen auf das Land; die Soldaten und Generale müssen im Überflusse leben." „Mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht." Ganz ähnlich verfuhr seine Armee in Deutschland. Daß es ihm nicht bloß um eine Repressalie gegen Österreich zu tun war, das zeigt seine Weisung an General Soult vom 16. Juli (1806): „So groß die Ungeduld, mit der ich die Rückkehr der Armee erwarte, so sehe ich doch mit Mißmut ein, daß sich ihr Heimzug noch um einige Tage verzögern muß, um die deutschen Dinge völlig in Ordnung zu bringen: denn da darf man nichts Unfertiges im Rücken lassen." Das war die Antwort auf einen der vielen Berichte, welche nicht bloß sein Botschafter Otto, sondern auch seine Generäle über die Unhaltbarkeit der Zustände ihm einsandten. Denn an den Generälen selbst lag die Schuld nicht, wenn das Land unter den unaufhörlichen Requisitionen seufzte.

Marschall Berthier in München lebte durchaus auf eigene Kosten und gab das Beispiel vollster Uneigennützigkeit. Auch die Disziplin in der Armee wurde mit Strenge aufrechtzuerhalten versucht. Aber freilich, man hatte in dem ersten Anfluge der Begeisterung die verbündeten Truppen mit einer Gastfreundschaft bewirtet, die auf die Dauer die Kräfte der Wirte überstieg. So wurden sie der Gäste bald überdrüssig und diese hinwiederum wollten natürlich auf die bisher genossene Behaglichkeit und Fülle der Verpflegung

nicht verzichten. Dazu kam, daß die Ernte keineswegs eine besonders ergiebige gewesen und bei Weitem nicht ausreichte, diese gewaltige Armee zu versorgen. So kamen Hunger und Krankheiten, Groll, Haß und Verzweiflung.

Otto selbst mußte berichten, daß viele Bauern, da sie die Requisitionen nicht befriedigen konnten, Haus und Hof verlassen, ja daß manche aus Verzweiflung Selbstmord geübt. „Diese," sagte er, „in Rücksicht auf die Menschlichkeit höchst niederschlagenden Wirkungen beeinflussen die Empfindungen der Bayern für uns." Napoleon ward aufmerksam, und er schrieb auch beruhigende Briefe, verhieß Zahlungen für die Bewohner am Inn und an der Isar, aber was wirklich ausbezahlt wurde, das war der Rede nicht wert. Die Gräfin Montgelas selbst wendete sich mit deutlichen Worten an Talleyrand, daß die Bayern auf den Abzug der Franzosen warten, wie die Juden auf den Messias. „Ich habe die Franzosen geliebt, die unsere Feinde vertrieben, die uns unsern rechtmäßigen Herrn zurückgegeben, ich habe aber nur denen ein dankbares Gedenken bewahrt, die uns nicht ein Königreich an Stelle eines Titels geben wollten, ich verabscheue diejenigen, die auf Kosten meines armen Vaterlandes leben und seine Blutsauger sind. Im Vertrauen, Herr von Talleyrand, mit all' Ihrer Liebenswürdigkeit, mit all' Ihren Eigenschaften werden Sie mich nicht bewegen, einen Franzosen zu lieben, und wenn Sie das selber wären, wenn alle jene, die hier weilen, nicht ihr Futter bezahlen. Hat man denn, seitdem die Welt steht, Alliierte gefunden, so gefräßig wie ihr seid; die einen Aufenthalt nehmen, dessen Ende man nicht absieht, die

keine Miene machen, zu bezahlen! Aber wissen Sie, daß man um diesen Preis Feinde haben könnte, und dann zum mindesten das Vergnügen, sie umzubringen, sei es nun alle oder einzelne."

Napoleon wurde besorgt. War er bereit, Erleichterungen zu schaffen, so war er um so weniger gewillt, die Armee wirklich zurückzuziehen. Im Gegenteil. Diese Unzufriedenheit war ein Grund mehr, die eiserne Faust auf dem Lande ruhen zu lassen. Aber sein Argwohn wuchs. Überall tauchten seine Spione auf, um etwaige Pläne des Feindes zu erkunden, deren Ausführung zuvorzukommen. Die Fürsten konnte er durch die Verträge binden, durch seine Macht beherrschen, aber waren sie ihrer Untertanen völlig Herr? Hier galt es, wenn nötig, ein Exempel zu statuieren. In der Tat: die feindlichen Emissäre waren an der Arbeit; die preußische nicht minder wie die österreichische Propaganda erhob ihr Haupt nördlich und südlich der Donau, in Franken nicht minder wie in Tirol. Überall finden seine Spione die Spuren dieser Tätigkeit. Ganz offen wagten sich die Gegner Frankreichs hervor. Aus dem Bambergischen, aus der Markgrafschaft Ansbach kamen wahre Hiobsposten. Aus allen Städten, aus München und Augsburg, aus Landshut und Regensburg, aus Straubing und Passau, von überall her wurde die Bildung von antifranzösischen Faktionen gemeldet. Der Augenblick des Losbruchs der allgemeinen Unruhen sollte bereits festgesetzt sein, die die Ankunft des neuen Retters des in Sklavenketten schmachtenden Germaniens ankünden sollten. Es schien sich um eine Verschwörung zu handeln, die ihre Netze spannte vom

Norden bis zum Faro von Messina, von den Quellen der Reuß bis zur Trebbia und bis zum Tajo. Aus all' diesen Ländern sollte eine zweite Vendée, ein neues Kalabrien werden. In Kitzbühl in Tirol hatten die englisch-österreichischen Agenten ihr Hauptquartier aufgeschlagen, in München selbst trieben sie ihr Unwesen. Eine Erhebung sollte, so meldete der Spion unterm 20. Juli, in Tirol bevorstehen. Und in Bayern war's nicht anders. „Die neuen Nachrichten aus München sind im höchsten Grade trostlos und lassen das Schlimmste erwarten. Die Regierung machtlos, der um sich greifenden Demoralisation entgegenzutreten, das Offizierskorps ägriert und unzufrieden. In Straubing gewinnen die Österreicher an Anhang. Der Adel, besonders seine weiblichen Glieder, sind Tag und Nacht an der Arbeit, Intriguen zu schmieden, und die Bürgerschaft äußert in den Wirtshäusern offen ihren Groll." Genug: „die Meinungen haben sich gewandelt; die Maria-Theresienorden und das englische Gold können leicht den Orden der Ehrenlegion in Schatten stellen." „Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne, die Geschichte beweist es. Euer Excellenz werden wohl sagen, daß ich die Dinge als Alarmrufer und durch schwarzgefärbte Gläser sehe; aber wollte Gott, es wäre so, im Interesse der leidenden Menschheit."

Indessen war auch der französische Botschafter, welcher es vermied, seine Berichte mit gewöhnlichem Klatsch zu würzen, argwöhnisch geworden. Aber seine Aufmerksamkeit hatte sich weniger auf die österreichischen Umtriebe als auf die preußischen gerichtet. Schon zu Anfang des Jahres hatte er auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Stadt Nürnberg

nebst dem zugehörigen Territorium mit Bayern zu vereinigen, nicht bloß, weil es Grenzgebiet, sondern vor allem deshalb, „weil diese Stadt unter ihrem gegenwärtigen Regiment ein Herd der Intriguen für die österreichische Partei und für den reichsunmittelbaren Adel ist." Gerade der letztere hatte ja alles in Bewegung gesetzt, um sich zu retten, und Otto nicht minder wie Talleyrand, ja den Kaiser selbst auf das Leidenschaftlichste bestürmt. Auch diesen gegenüber war Napoleon mißtrauisch geworden und sein Mißtrauen fand an den weiteren Berichten reichliche Nahrung.

Otto selbst mußte feststellen, daß das Ausland sich die wirtschaftliche Depression Bayerns, die Not des Landvolks zu nutze mache und den vorhandenen Mißmut noch zu steigern versuche. Über Linz und Passau regnete es nun Pamphlete aller Art. „Ihr Zweck ist, das bayrische Volk gegen die französische Regierung und gegen seine eigene aufzureizen. Die Streitigkeiten auf dem Lande mehren sich, und man hat schon einige der Aufreizer sagen hören, man müsse Bayern zur Vendée machen. Die durch die Polizei ausgewiesenen österreichischen Emissäre nehmen andere Namen an und breiten sich in Schwaben aus, vor allem in Ulm und in Günzburg. Sie machen sich das Elend des Volkes zu nutze, um es gegen uns aufzureizen. Die Mutlosigkeit hat in Bayern den höchsten Grad erreicht." So schrieb Otto am 16. Juli.

Der Bericht fand den Kaiser in arger Verstimmung. Von allen Seiten trafen seit Monaten ähnliche Nachrichten ein. Zumal aus Franken. So hatte er schon im Juni mit Empörung einen scharfen gegen seine Person gerich-

teten Artikel der „Bayreuther Zeitung" zu Gesicht bekommen. Sein Botschafter Laforest mußte in Berlin der preußischen Regierung ihr „indezentes Benehmen" vorhalten. Er war ja von jeher gegen Preßangriffe empfindlich gewesen. Jetzt aber hatte sich diese Empfindlichkeit bis zur äußersten Nervosität gesteigert. Aber auch diese war begreiflich. Denn die Angriffe der englischen Presse hatten eine Schärfe angenommen, wie sie in der politischen Literatur wohl einzig dasteht. Und wer konnte wissen, was hinter diesem Zeitungsgeplänkel sich vorbereitete. Jenseits des Kanals war die Verschwörung des Georges Cadoudal, bei der die Condés eine ebenso feige wie schmachvolle Rolle gespielt, angezettelt und vorbereitet worden. Freilich hatte er dann ein furchtbares Exempel statuiert. Aber er hatte auch jetzt Grund, vor den Schleichtritten der mit englischem Gelde arbeitenden Verschwörer auf der Hut zu sein. Gewiß sein großer Gegner Pitt war tot, und der Minister Fox hegte für Napoleon solche Sympathie und einen so hohen Grad von Bewunderung, daß er ihm selbst die Warnung vor einer in London ausgeheckten Verschwörung zukommen ließ. Aber der Polemik der englischen Zeitungen gegen Napoleon vermochte er nicht Einhalt zu tun. Und diese ergrimmte ihn gerade jetzt, wo die Friedensverhandlungen mit England schwebten, wo Lord Yarmouth zu diesem Zwecke in Paris weilte, in gesteigertem Maße. Er besaß nicht den Humor, die gewaltigen Angriffe der Londoner Journalisten zu ignorieren. Man hatte ihm früher schon vorgeschlagen, die Journale durch Geld zu bestechen. Er hatte dies abgelehnt und geglaubt, durch verschärfte Entgegnungen und Gegen-

beschuldigungen die Schmähenden zum Schweigen bringen zu können. Vergeblich. Ein heftiger Zeitungskrieg begann. Nun stellte er gerichtliche Klage. Aber der gefaßte Schriftsteller wurde mit großem Eklat freigesprochen. Das Recht und die öffentliche Meinung hatten ihm in gleichem Maße Schutz geboten. Die Folge war, daß die Angriffe sich steigerten und die Karikaturen jedes Maß überschritten. Die ganze Brutalität des Charakters der Engländer trat dabei zu Tage. Gewiß war es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie in leidenschaftlichem Patriotismus den Todfeind ihres Landes und ihrer heißerrungenen Größe bitter haßten und bekämpften. Aber was wollte es besagen, wenn im Bilde „eine kräftige Britannia ihn über den straffen Schenkel legte und ihm das entblößte Hinterteil mit der Birkenrute bearbeitete." Er war doch der unbesiegte Gegner. Was hatte es für Sinn, wenn man in den Karikaturen durchweg Napoleons körperliche Kleinheit vorführte, wenn man ihn als Gulliver darstellte, welcher in einem Wasserbehälter über den Kanal steuerte. Man verhüllte freilich mit diesen Farcen die eigene Furcht vor einer Landung Napoleons, die auf Volk und Staatsmännern trotz allem wie ein schwerer Alp lag. Am wenigsten paßte auf den noch unbesiegten Feldherrn der Vorwurf der Feigheit, der in dem Bilde von seiner angeblichen Landung ausgedrückt war. „Das Heer, armselige Jammergestalten, werden von ein paar stämmigen englischen Artilleristen ins Meer gefeuert." „Unter den Flüchtigen der jämmerlichste ist der in kläglicher Feigheit retirierende Bonaparte." Weit mehr noch erbitterte ihn die Verhöhnung seiner Kaiserwürde, die sittliche Entrüstung

über die Füsilierung des Herzogs von Enghien, zu der man in London am wenigsten Veranlassung gehabt hätte. Denn die Regierung hatte sich von der Mitwisserschaft an der Verschwörung Cadoudals kaum zu reinigen vermocht. Noch mehr. Der englische Agent am bayrischen Hofe hatte sich zu den verbrecherischen Worten hinreißen lassen: „Es ist sehr wenig daran gelegen, durch wen das Tier zur Strecke gebracht wird, nur müßt Ihr alle bereit sein, zur Jagd zu stoßen.“ So hatte die französische Regierung zweifellos Grund gehabt, gegen den englischen Bevollmächtigten in München wegen Teilnahme an der Verschwörung, wegen Verletzung der Neutralität und der Ehrfurcht gegen den Fürsten, an dessen Hofe er beglaubigt war, Protest zu erheben.

Die Rolle, die dieser in München gespielt, war eine äußerst klägliche gewesen, aber sein Fall kann doch als ein Vorspiel der schweren Katastrophe Palms gelten. Von allen Seiten erhielt Napoleon Nachrichten von englischen Agenten, die mit Gold Feinde gegen Frankreich warben, und überall witterte er englische Intrigue.

In dieser Stimmung traf ihn ein Brief Ottos vom 29. Juli: „Endlich ist es der bayrischen Polizei gelungen, die Buchhändler zu entdecken, welche die Schmähschriften gegen S. M. den Kaiser und gegen den König von Bayern vertreiben. Es ist festgestellt, daß diese Schriften in Österreich redigiert und gedruckt worden sind.“ „Der Minister hat Befehl gegeben, den Buchhändler Stein unmittelbar nach der Okkuption von Nürnberg zu ergreifen.

Fürst Bernadotte eine Belohnung von tausend Talern demjenigen versprochen, welcher die Verfasser dieser Schmähschriften aufdeckt."

Bereits am Tage vorher hatte Otto dem Marschall Berthier folgende Mitteilung gemacht:

„Entsprechend den Weisungen des Königs hat die K. Regierung in Schwaben Nachforschungen nach den Urhebern und Verteilern der beiden Schriften: „Betrachtungen über die Bemühungen Napoleons, alle Staaten und Völker Europas zu unterwerfen", und „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Nachdem sie erfahren, daß mehrere Exemplare dieser Libellen durch den Buchhändler Steg in Augsburg verkauft worden seien, hat sie den dortigen Polizeikommissär beauftragt, den betreffenden Buchhändler einem Verhör zu unterziehen. Dieses ergab, wie mir Baron von Montgelas mitteilte, daß erstere Schrift in Wien in der Buchhandlung von Kupfer erschienen, die zweite von dem Buchhändler Stein in Nürnberg verschickt worden ist. Man hat festgestellt, daß mehrere Exemplare nach München und Salzburg durch die Buchhandlungen von Wien und Nürnberg versendet worden sind.

Ein anderer Augsburger Buchhändler, namens Steiger, hat zugegeben, daß ihm auf die gleiche Weise ein Dutzend Exemplare dieser Pamphlete zugegangen seien. Es ergibt sich aus diesen Angaben, daß die Buchhandlung Eurik in Linz mit der Firma Kupfer in Wien in Verbindung steht, um diese Schriften zu vertreiben, indem sie dieselben ohne lettres d'avis an verschiedene Buchhandlungen in Deutschland versendet.

Ein dritter Augsburger Buchhändler namens Veit konstatiert, daß ihm die besagten Schriften durch den Buchhändler Eurik in Linz zugegangen und daß er einige Exemplare nach der Schweiz und nach dem Rhein gesendet.

Um diese Mitteilungen zu vervollständigen, werden Eure Hoheit es vielleicht für gut befinden, den Buchhändler Stein in Nürnberg unmittelbar nach der Besitzergreifung verhören zu lassen."

Napoleon war bereits im Besitze der Broschüre, und es ist kein Zweifel, daß er sich ihren Inhalt völlig zu eigen gemacht hat. Sie wirkte auf ihn wie ein rotes Tuch. Sie mußte es tun. Denn weder er noch seine Berater konnten sich verhehlen, daß es sich hier nicht um das gewöhnliche Machwerk eines armseligen Skribenten handelte oder um die hochklingenden Tiraden eines Alarmschreiers, sondern um eine auf reicher Erfahrung und gründlichen Kenntnissen vor allem auf wirtschaftlichem Gebiete beruhende Schrift. Abgesehen von dem Bilde, das er von dem Treiben der französischen Armee entrollte, und das man vielleicht etwas outriert nennen könnte, war sie bei allem verhaltenen Patriotismus ruhig und sachlich abgefaßt. Sie mußte auf alle gebildeten Leser gerade dadurch einen tiefen Eindruck machen. Sie griff schonungslos das ganze politische System Europas an und enthüllte dem Kaiser selbst seine bisherige Entwicklung und seine zukünftigen Pläne. Es wird in der Tat wenig Schriften geben, welche Napoleons Absichten in jener Zeit klarer und deutlicher vor Augen geführt, die sein ganzes Werden besser charakterisiert hat, als dies in diesem Büchlein geschehen ist. Napoleons Verhältnis

zur Revolution und zu Frankreich, seine Stellung zu Europa, seine Wünsche England gegenüber erfahren hier eine Beleuchtung, welche die heutige Forschung als richtig anerkennen muß, wenn sie auch die sittliche Entrüstung glücklicherweise abgestreift hat und Napoleon in seiner Gesamterscheinung würdigt. Es ist besonders in dem ersten Abschnitt „Frankreich“ kaum ein Punkt in dem großen System Bonapartes übergangen, und es mußte ihn aufs Tiefste treffen, daß auch seine handelspolitischen Maximen, die sich wenige Monate später in dem Berliner Edikt gegen England in ihrem ganzen Weitblick und ihrer rücksichtslosen Schärfe offenbaren sollten, richtig erkannt waren. Hätte nun der Verfasser lediglich auf ihn gescholten, so würde ihn das weniger verdrossen haben. Aber er bricht über die österreichischen Verhältnisse wie über die preußische Schwäche in gleicher Weise den Stab, ganz abgesehen von den drei ihm verbündeten Staaten Bayern, Württemberg und Baden. So hätten vor allem Preußen und Österreich allen Grund gehabt, gegen Verfasser und Verbreiter dieser Schrift mit aller Schärfe vorzugehen. Aber Napoleon selbst mußte befürchten, daß sie bei den Franzosen Zustimmung finden und daß die rückhaltlose Enthüllung seiner weltumfassenden Pläne an der Seine Bedenken und Sorge wecken könnten. Und wenn der Verfasser das tadelte, was ihm am Herzen lag, wenn jener die Zustände geißelte, die er geschaffen, wenn jener warnte vor dem, was sein höchstes Ziel, so lobte jener auch das, was ihn mit Ingrimm erfüllte, und pries, was er mit der Glut des Südländers haßte: England und den Freiherrn von Hardenberg.

Ich bin weit davon entfernt, anzunehmen, der Verfasser habe in englischem Solde geschrieben. Es ist die Überzeugung eines ehrlichen Mannes, die aus der anerkennenden Würdigung Englands spricht, welche die Anschauung vertritt, daß England das letzte Bollwerk gegen Napoleons alles bezwingende Weltherrschaft sei, daß nach dessen Fall das Wort wahr würde, das blinde Anhänger „beim Aufstehen und Schlafengehen über sich sprechen: Ein Gott und Ein Napoleon". Und es könnte als Resultat modernster Forschung gelten, was er am Schlusse des Kapitels über England sagt: „Seitdem der englische Handel sich durch alle Weltteile verbreitet und zu einer Höhe erhoben hat, die den Handel aller andern Reiche weit hinter sich läßt, ist die französische Eifersucht in gleichem Grade gestiegen, und da jetzt Napoleon Millionen Menschen genug hat, die er der Ausführung seiner, die Grenzen der Erde begreifenden Pläne aufopfern kann, so tobte in ihm die Unruhe, welche Ludwig XIV schon zuweilen schlaflos machte, desto stärker, nämlich durch Eroberung der englischen Schätze und Seemacht, zu allen Regenten der Erde das Wort reden zu können: Das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Wahrlich, auch die Schmeichler und Schönredner des großen Kaisers hätten ihm nicht besser huldigen können, als dies der schlichte Schreiber im Frankenland getan hat.

Aber in diesem Augenblicke mußte ihn dies Wort erbittern, weil er den Frieden mit England wollte und wollen mußte, und weil zwischen ihm und diesen gigantischen Plänen eine unüberbrückbare Kluft lag, so weit und un-

heimlich wie der Kanal, der Frankreich und ihn von England trennte — die Niederlage von Trafalgar. Wer war nun dieser Mann, der ihn so gründlich durchschaute und der so warm den tief verhaßten Hardenberg pries, der vor den Augen des schwachen Preußenkönigs den Vorhang aufgezogen, „damit er die unter dem Gras versteckte Schlange bemerken könne". Dieser deutsche Patriot, der seufzend hinzusetzte: „und ach! er bemerkte sie nicht," mußte zu jenen Gebildeten Deutschlands gehören, welche in den Anschauungen Kants, Fichtes, Schellings, Reinhards aufgewachsen waren und es wagten, die Regierung eines Kaisers Josef II. zu rechtfertigen und den Geist der Toleranz und Freiheit zu preisen. Gefährlich dünkte ihm der Mann, welcher schrieb: „Grausamkeit ist's also, dem freien Geist des Menschen Fesseln anzulegen, der doch nur in Absicht gewisser bürgerlicher Verhältnisse, den obrigkeitlichen Gesetzen Gehorsam zu leisten hat. Beförderte Geistesbildung gewährt dem Staate die besten Bürger und dem Regenten den wärmsten Dank des edelsten Teiles seines Untertanen. Ein Staat, dessen physische Kräfte nicht von moralischen aufgewogen und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hilfsmittel, die er zu seiner Erhaltung und fortschreitenden Wohlfahrt bedarf." „Wolle, Stahl, Eisen lassen sich wohl durch Maschinen behandeln. Allein mit Menschen ist es ganz was anderes. Diese leiden keine maschinenmäßige Einrichtung." Das war einer der „Ideologen", die er als Naturmensch instinktiv haßte, und so war sein Entschluß rasch gefaßt. Hier mußte ein Exempel statuiert werden, so blutig und abschreckend, wie die Katastrophe

in den Festungsgräben von Vincennes, wo der junge Enghien den Kugeln der Grenadiere zum Opfer fiel. Er war ja überhaupt daran, seiner Polizei neue Arbeit zu geben, im ganzen Umfange seines Machtbereichs.

Am 5. August erließ er an seinen Polizeiminister Fouché folgende Befehle: „Wenn der Baron von Vernazza sich in Turin aufhält, so lassen sie ihn arretieren und nach Paris eskortieren, als Überläufer des Königs der Insel Sardinien. Wenn nicht, lassen Sie auf seine Güter Sequester legen und ihn auf die Emigrantenliste setzen. Ferner geben Sie Befehl, daß sich der Abbé Pullini in einen von Ihnen zu bestimmenden Ort der Languedoc begibt. Man verfährt nicht strenge genug gegen die Personen, die mit dem König von Sardinien konspirieren."

Ferner heißt es: „Es ist mein Wille, daß alle Individuen, welche in der Verschwörung des Georges Cadoudal, in einem so schweren Attentat, kompromittiert worden, von der Hauptstadt ferngehalten werden." „Nicht einer darf in Paris bleiben. Das kleinste Übel solcher falsch verstandenen Milde wäre, diese Leute zu gewöhnen, Unternehmungen gegen den Staat als kleine Vergehen zu betrachten. Es ist daher notwendig, dergleichen Verbrechen von Tag zu Tag strenger zu ahnden."

Dann kam Deutschland an die Reihe. Zunächst sollte Talleyrand eine sehr scharfe Note an den Fürsten Metternich richten, wie ungehalten der Kaiser sei über den Wiener Hof, daß er so niedrige Mittel anwende gegen ihn, der eine so edelmütige Haltung gepflogen habe, und solle Verhaftung und exemplarische Bestrafung der Autoren und Verbreiter

dieser Machwerke fordern. Eine weitere Weisung an Talleyrand lautete: „Alle Pamphlete, die in Deutschland Verbreitung finden, kommen aus der Stadt Nürnberg. Tun Sie dem Rat der Stadt zu wissen, daß, wenn er nicht sofort den Buchhändler verhaften läßt und all' diese Broschüren verbrennen, ich die Stadt Nürnberg, ehe Deutschland geräumt wird, exemplarisch bestrafen werde."

Aber er wartete die Schritte der Nürnberger nicht ab und schrieb, gleichfalls am 5. August, an Marschall Berthier: „Ich denke, Sie haben die Augsburger und Nürnberger Buchhändler verhaften lassen. Mein Wille ist, daß sie vor eine Militärkommission gestellt und innerhalb vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Denn das ist kein gewöhnliches Verbrechen, in den Gegenden, wo die französischen Armeen in Quartier liegen, Pamphlete zu verbreiten, um die Bevölkerung gegen diese aufzureizen: das ist ein Verbrechen des Hochverrats. Das Urteil soll die Worte enthalten: daß überall, wo die Armee ihren Standort hat, es die Pflicht ihres Chefs ist, über deren Sicherheit zu wachen, und so soll ein jeder, sei er wer er sei, der überführt worden, daß er die Bewohner Schwabens gegen die französische Armee aufzureizen versucht, zum Tode verurteilt werden. In diesem Sinn soll das Urteil abgefaßt werden. Sie werden die Schuldigen einer Division überweisen und sieben Obersten zu ihren Richtern ernennen. Sie werden ferner im Urteil feststellen lassen, daß diese Pamphlete durch die Buchhändler Kupfer in Wien, Eurich in Linz verbreitet worden und diese daher in contumaciam zum Tode verurteilt sind; das Urteil wird vollstreckt werden,

sobald sie ergriffen werden." „Sie werden für die Verbreitung der Sentenz in ganz Deutschland Sorge tragen."

Einen Widerspruch gegen diesen Befehl gab es nicht, und so traf den Herausgeber dieser Schrift das Verhängnis. Es geschah nicht ungewarnt. Denn im „Journal de Paris" war die ganze Angelegenheit ausführlich besprochen, auf das ihm drohende Schicksal hingewiesen. Er selbst hatte sich damals in München befunden und von der Regierung, welche die Untersuchung eingeleitet hatte, eine geheime Warnung erhalten. Er legte der Sache selbst aber wohl zu wenig Gewicht bei. Hatte er doch schon öfter die Unannehmlichkeiten, welche in unruhigen Zeitläuften der Vertrieb politischer Broschüren im Gefolge zu haben pflegt, erfahren. So war er im Jahre 1798 wegen einer Broschüre „Über öffentliche Lehranstalten, insbesondere Lektionskataloge auf Universitäten" in Salzburg verhaftet und erst auf dringende Reklamation seiner Gattin wieder freigegeben worden. Ein Gleiches war ihm 1800 in Basel passiert. Dort rettete ihn die Verwendung des Rates von Nürnberg. Er war jedenfalls ein unternehmender Mann, wenn wir auch das österreichische Urteil, das ihn wegen der eigennützigen Vertreibung von Pasquilles von dem Besuch der Salzburger Märkte ausschloß, nicht als maßgebend betrachten dürfen. Denn gerade in diesem Falle hat es sich nicht um ein glänzendes Geschäft gehandelt, da die Broschüre, wie wir aus den Augsburger Protokollen wissen, gratis verteilt wurde. Vielleicht liegt darin ein Anhaltspunkt dafür, daß hinter dem Verfasser einflußreiche Persönlichkeiten standen oder dieser selbst seine bestimmten Zwecke hatte. Genug, Palm

wurde, nachdem er bei seinem Oheim in Ansbach, das noch unter preußischem Schutze stand, Sicherheit gefunden, durch die Sorge für die Seinen nach Nürnberg getrieben, wo er sich einige Zeit verborgen hielt. Die Haussuchung hatte nichts Gravierendes ergeben, da die vorhandenen Exemplare durch einen Vertrauten in einen Brunnen rechtzeitig versenkt worden waren. Aber die Verhaftung selbst ist bezeichnend. Ein kleiner Junge kam mit einem Empfehlungsbriefe angesehener Bürger und bat für eine arme Soldatenwitwe um ein Almosen. Dadurch ließ sich der Ahnungslose aus seinem Versteck herauslocken. Aber kaum hatte sich der Knabe entfernt, erschienen zwei französische Gensdarmen und nahmen ihn fest. Seine Gattin beschwor ihn, jetzt den Verfasser zu nennen, aber er erklärte, er dürfe diesen, der Frau und Kinder habe, nicht ins Verderben stürzen, und er hat an dieser Treue gegen den Verfasser bis zum Tode festgehalten. Hier waltet sicher ein Geheimnis, und spätere Nachrichten deuten auf einen Geheimbund hin, dem sowohl Palm wie der Verfasser angehört haben. Die zur Zeit in Nürnberg im Gange befindlichen Forschungen werden vielleicht in diese Frage Licht bringen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide einer dortigen Loge angehört haben. Jedenfalls verrät die Schrift selbst einen Mann, der einer edlen Weltanschauung huldigte und den Geist der Humanität, wie er aus den Taten Josephs II. sprach, sich als Führer erkoren hatte.

Über die Katastrophe selbst dürfen wir uns kurz fassen. Es geschah eben, wie Napoleon befohlen hatte. Und wenn es der bayrischen Regierung gelang, die kompromittierten eigenen

Untertanen zu retten, so war ihr dies bei Palm unmöglich. Palm war von Geburt Württemberger. Er war der Sohn eines Apothekers in Winterbach bei Schorndorf (geb. am 16. Dezember 1766), war dann als Lehrling in die Buchhandlung seines Onkels Johann Jakob Palm in Ansbach getreten und hatte später als Schwiegersohn des Buchhändlers Stein dessen Geschäft übernommen. Vielleicht hätte ihn die Verwendung seines früheren Landesherrn retten können. Genug, er ward nach Braunau gebracht und dort am 25. August vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Am folgenden Tage um 11 Uhr ward das Urteil vollstreckt. Er starb als ein Held und die letzten Stunden des wackeren Mannes bewiesen in ergreifender Weise, welch' tiefe Treue und hohe Gesinnung in so schlichten Männern auch in jenen trüben Tagen wohnte. Sein Abschiedswort an seine Lieben lautete: „Herzensschatz! Herzlich geliebte Kinder! Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urteilte ein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte." „Dir, Herzensfrau, sage tausend Dank für deine Liebe; tröste dich mit Gott und vergesse mich nicht. Ich habe auf der Welt nun nichts mehr zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, du und deine Kinder. Gott segne dich und sie. Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke." Als Trost in seiner letzten Stunde hatte er sich einen Geistlichen erbeten. Da aber in Braunau ein protestantischer nicht zu finden war, so erbot sich der katholische Geistliche Thomas Pöschel, mit ihm zu beten und ihn auf seinem letzten Gange zu begleiten.

Er hat sein Amt in der würdigsten und edelsten Weise geübt und der Witwe die letzten Wünsche des Gatten in ergreifendster Form mitgeteilt. Sein Brief ist ein Dokument schönster priesterlicher Gesinnung, wie er uns Kunde gibt von der letzten Stunde eines Mannes, der es verdient, im Andenken der Nation fortzuleben.

Freilich der Erlaß Ottos, der, wie es scheint, auch dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" zu Grunde liegt, schilderte die Katastrophe im französischen Lichte. Er soll hier folgen, weil er, soviel ich ersehe, die einzige Nachricht ist, die in französischen Archiven über diese Tat, die auch die beteiligten Offiziere empörte, erhalten ist.

Er lautet:

„Eine französische Militärkommission, welche am 25. des verflossenen Monats in Braunau auf Befehl des Fürsten von Neuf-Chatel zusammengetreten, hatte mehrere Individuen zum Tode verurteilt, welche überführt waren, die Verfasser und Verbreiter aufrührerischer Schriften zu sein, deren Bestreben dahinging, den Geist der Bewohner Süddeutschlands aufzureizen und sie zu Aufruhr und Mord gegen die französischen Truppen zu verleiten und sogar die ruhigen Bürger zu Ungehorsam und Vergessen ihrer Pflichten gegen ihren gesetzmäßigen Souverain zu veranlassen. Die Verbreitung solcher Schriften inmitten eines Landes, wo eine fremde Armee ihren Stand hat, ist zu jeder Zeit als die verbrecherischeste und strafwürdigste Art von Spionage angesehen worden und ein gewöhnliches Kriegsgericht würde zu jeder anderen Zeit über die Schuldigen das Recht haben walten lassen. Aber der Fürst von Neuf-Chatel wollte

einer solchen Untersuchung die größtmöglichste Feierlichkeit geben und hatte zu diesem Zwecke die kaiserlichen Marschälle, die in Deutschland ein Kommando führen, veranlaßt, aus ihren Corps diejenigen Obersten, welche am meisten durch ihre Billigkeit und Mäßigung bekannt waren, zu Mitgliedern dieser Militärkommission zu ernennen, die demnach aus sieben Obersten und dem Chef des Generalsstabs der ersten Division dieses Armeekorps zusammengesetzt war.

Obwohl nun sechs Individuen nach Kriegsrecht und gemäß dem kaiserlichen »code militaire« zum Tode verurteilt wurden, so wurde das Urteil doch nur an einem Buchhändler aus Nürnberg vollzogen, nämlich an dem berüchtigten Palm; dieser war seit langem als Verbreiter von Schriften bekannt, welche die deutschen Völker gegen ihre Souveraine und gegen die Franzosen aufreizten. Durch einen gestern eingetroffenen Courier erfahren wir, daß S. M. über die anderen Schuldigen Gnade walten lasse. Diese Großmuth S. M. gegen Menschen, die ihn persönlich beleidigt, hat hier zu Lande den größten Eindruck gemacht. Man sieht, daß er, der durch seinen Rang und seine Macht über alle Souveraine Europas gesetzt ist, sie alle übertrifft durch seine Milde und Güte."

Der Bericht ist vom 11. September datiert. Er hatte seinen bestimmten Grund. Denn die Katastrophe von Braunau hatte im Süden einen Schrei der Entrüstung und des Entsetzens geweckt und Napoleon erkannte, wenn auch zu spät, daß er sich durch diesen Akt den letzten Rest der Sympathie verscherzt hatte. Auch die bayrische Regierung war dadurch aufs Tiefste betroffen und sie hatte sich aufs Eifrigste be-

müht, wenigstens ihre Untertanen zu retten, insbesonders die Buchhändler Schoderer von Donauwörth. In der Tat gelang es Montgelas, deren Freilassung zu erwirken. Dieser sagt dazu selber: „Indem uns aber der Fürst von Neuf-Chatel dieselbe ankündigte, fügte er zugleich bei, daß der unglückliche Palm für alle büßen werde und ein besonderer Kurier brachte den Befehl zu seiner Hinrichtung nach Braunau: sie fand unter Umständen statt, die man nur als schauderhaft bezeichnen kann, wenn sie nicht durch den Parteigeist als übertrieben dargestellt wurden.

Waren nun diese unglücklichen Angeklagten wirklich schuldig? Hatte man das Recht, über sie abzuurteilen? Wäre es nicht jedenfalls edler und zugleich politischer gewesen, die Gemüter durch ein auffallendes Beispiel von Milde und, wenn man will, von Nachsicht zu gewinnen, anstatt sie durch ein blutiges Schauspiel zu reizen, welches gleichmäßig der Menschlichkeit und dem Bewußtsein der nationalen Würde Hohn sprach?"

Montgelas leitet von dieser Katastrophe die Bewegung der Geister her, die nun rasch um sich griff und zumal in den Reihen der Gelehrten zahlreiche Anhänger fand. „Die Feder der meisten Schriftsteller," sagt er, „kehrte sich von nun an gegen Frankreich und sie bemühten sich, die Gemüter wider dasselbe aufzureizen."

Wer aber war nun der Verfasser der Schrift, der durch Palms heldenmütiges Schweigen dem sicheren Tode entging? Man hat sich ja daran gewöhnt, den literarischen Wert derselben möglichst gering einzuschätzen. Ich kann diese Anschauung nicht teilen: Das Libell ist gut und verrät

einen zumal auf wirtschaftlichem Gebiet erfahrenen Verfasser. Ihm war vor allem die epochemachende Schrift Hornigks bekannt: „Österreich über Alles, wenn es nur will.“ Nach neueren Forschungen wird die Schrift dem emeritierten gräflichen Rechtern'schen Konsistorialrat Yelin von Winterhausen bei Würzburg zugeschrieben. Ich habe keine Gegenbeweise und möchte deshalb an dieser Behauptung nicht rütteln. Aber bald nach der Katastrophe wurde als Urheber der Graf Julius Soden genannt, welcher der Familie Palm nahe gestanden und in der Tat einen Neudruck der Flugschrift, freilich mit einer Reihe von Auslassungen, veranstaltet hat. Dieser sprach auch die Meinung aus, daß keine geordnete Regierung in Friedenszeiten den ganzen Wiederabdruck jener Broschüre hätte gestatten können. Ich kann auch diese Meinung nicht teilen. Die Schrift ist ja eine Kampfschrift, und zumal in ihren Urteilen über Preußen äußerst scharf. Aber wenn wir einzelne Urteile Hardenbergs und Steins, geschweige der noch heftigeren Patrioten über Friedrich Wilhelm III. uns vor Augen halten, so müssen wir sagen, daß eben die Entrüstung über Preußens damalige Schwäche eine ganz ungeheure war. Soden war ein eifriger Publizist, dessen zahlreiche Arbeiten sich auf dem Gebiete der Politik wie der Nationalökonomie bewegten. Und wenn man seine Schrift: „Die Franzosen in Franken im Jahre 1796“ liest, so wird der alte Verdacht, daß er der Verfasser sei, unwillkürlich wieder rege! Vom literarischen Standpunkt aus ist ihm die Schrift ganz zweifellos zuzutrauen. Ein anderes ist es, ob er als Edelmann das Opfer hat annehmen können, das der ritterliche Palm ihm ge-

bracht hat. Aber hat er den tragischen Ausgang ahnen können? Wohl kaum! denn Palm selbst glaubte noch am 25. August, am Tage seiner Hinrichtung, da das Gefängnis geöffnet wurde, die Stunde seiner Freilassung zu erhalten. Statt dessen empfing er das Todesurteil.

Da hieß es schweigen unter allen Umständen. Und später — war es zum mindesten peinlich, den Schleier zu lüften.

So mag die Frage unentschieden bleiben. Palm trug die Verantwortung für diese Schrift und ihm gebührt auch der Ruhm, mit ihr jene Bewegung eingeleitet zu haben, welche auch im Süden das deutsche Gefühl wecken, bewahren und stärken half. Ludwig I. ließ 1842 an seinem Wohnhaus die Worte anbringen: „Johann Palm wohnte hier, der ein Opfer fiel napoleonischer Tyrannei. Im Jahre 1806." Wir kennen jetzt die Beweggründe Napoleons, die ihn zu diesem Schritt gereizt, die sie aber auch begreiflich und selbst verzeihlich erscheinen lassen, wie manche andere seiner düsteren Taten. Aber Palm — er starb doch in schöner Weise für eine gute Sache.

Anmerkungen.

Für die Darstellung vergleiche meinen Aufsatz: „München am Vorabend des Rheinbunds“ (Forschungen zur Geschichte Bayerns) und Bitterauf, Geschichte des Rheinbunds (München 1904), der das gleiche Pariser Material benützt hat wie ich. Von besonderem Interesse sind die von ihm zuerst verwendeten Berichte des Baron Gravenreuth und des Freiherrn von Cetto. Außerdem kommen in Betracht: Häusser, Deutsche Geschichte, II. Bd.; Sorel, L'Europe et la Révolution française, Vème et VIème Partie (2. Aufl.). Für die Beurteilung der englischen Preßangriffe gegen Napoleon verweise ich auf das interessante und feinsinnige Buch von P. Holzhausen, Bonaparte, Byron und die Briten, Frankfurt a. M. 1904. Dazu noch die „Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas“, die Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (1806) und die zahlreiche, wenn auch nicht sehr bedeutende Palmliteratur, aus der genannt seien: Joh. Phil. Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau. Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Jahrzehnts. Nürnberg 1814. — Fr. Schultheiß, Glaubwürdige ... Mitteilungen über den Verleger und Verfasser der Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“. Nürnberg 1810. — Meindl, Geschichte der Stadt Braunau. 1882. — Vergl. im übrigen Bitterauf, (siehe oben), der die Frage eingehend erörtert. — Über Graf Soden s. den Artikel in der „Allg. Deutschen Biographie“ und seine Schrift: „Die Franzosen in Franken im Jahre 1796“. Nürnberg 1797.

Deutschland

in seiner

tiefen Erniedrigung.

1806.

Deutschland

in seiner

tiefen Erniedrigung.



1806.

Zum 100. Todestage Palm's.

2. Neudruck
1906.

Fritz Lehmann, Verlag
Stuttgart.

An den Leser.

In einer Periode, wo zwey der ersten Fürsten Deutschlands, ob, unzufrieden mit ihrem bisherigen Rang und Würde? oder, aus unwiderleglichen Staatsgründen? die Krone aufsetzen, und ihre Erbländer zu souveränen Königreichen erheben, in dieser von außen glänzenden Periode, durchhallet schauerliches Wehklagen über Geldmangel, Theurung und nahrungslose Zeiten, Germaniens sonst so glückliche Provinzen. Entweder ist die Quelle dieser Klage blos in der Schwermuth einiger Milzsüchtigen aufzufinden, oder sie muß aus dem allgemeinen Elende des sogenannten Römischen Reichs entsprungen seyn. Wollte man einigen neueren Schriftstellern seine Leichtglaubigkeit preißgeben, so müßte der dißmalige Zeitpunkt, wo nicht für ganz Deutschland, jedoch für gewiße Gegenden, besonders beglückt und merkwürdig heißen. Mehrere Verfasser deutscher Staatsschriften wissen

nicht genug von günstigen Aussichten aus der neuen Umwälzung der deutschen Staatsverfassung, zu rühmen, und dürfte man ihnen trauen, so wäre der traurige Zustand, darunter Deutschlands Einwohner seufzen, nur eine Thränensaat, welche künftig von der reichesten Erndte vergütet werden solle. Ist es Männern, die uns so etwas bereden wollen, zu verargen, wenn sie Ohr und Herz dem lauten Kummer ihrer Mitbürger verschließen, wenn sie diesen feige Zaghaftigkeit, Mangel an Kenntnißen, und wer weiß, was sonst noch mehr, zum Vorwurf machen? Wir wollen zugeben, daß bei einigen Individuen die Klage über den Druck der Zeiten übertrieben sei; zugeben, daß nicht durch Wimmern und Seufzen, sondern durch Weisheit und entschlossenen Muth, dem Uebel am ersten müße abgeholfen werden. Allein eben hier fordern wir jene Propheten beßrer Zeiten auf, statt blinder Hoffnungen, uns die Mittel und Wege zu zeigen, auf denen der Muth bedrängter Deutschen sich wieder erheben und die manchfaltigen Lasten, darunter wir erliegen, abwerfen solle. Wie sehr ist zu fürchten, daß sie uns in diesem Stück unberathen lassen, sie, die entweder nur Hofluft athmen, oder durch zufälliges Glück, ge-

gen

gen Theilnahme am allgemeinen Elende gesichert, von Klagen über schlimme Zeiten nichts wissen mögen. Indessen, so lange dem Leidenden kein Linderungsmittel für seine Schmerzen gereichet wird, so lange darf ihm auch niemand wehren, seinen kläglichen Zustand laut heraus zu sagen, und sich wenigstens den Trost zu verschaffen daß er um Hilfe gerufen, und nicht durch Verschließung der Schmerzen, sich diese noch unerträglicher gemacht hat. Ist es die Ruthe der Allmacht, die uns unmittelbar, mit Mißwachs, Hunger und tödtlichen Seuchen, dermals heimsuchet; oder ist es Schuld der Regenten Deutschlands, wenn Mangel und Dürftigkeit mit ihrem ganzen schröcklichem Gefolge, täglich weiter einreißen, und dem vormaligen Wohlstand der Länder den völligen Untergang bereiten? Wer ist verwegen genug, hier der Wahrheit in's Angesicht zu widersprechen, und die Vertheidigung der Gewaltigen zu übernehmen, durch deren Hand Pandorens Büchse, zu Deutschlands unbeschreiblichen Unglück eröffnet wurde? Freilich hat die Wahrheit ihre geschworenen Feinde, und wo am meisten, als an den Höfen der Fürsten? Dort findet sie Thür und Thore sich beständig verriegelt und wenn sie ja sich einmal hineinzu-

schlei-

schleichen Gelegenheit fand, so darf sie doch nur in einer fremden Hülle sich allda blicken lassen. Heil diesen Blättern, auf welchen die Warheit, weder geschminkt, noch verunstaltet, sich zeigen wird. Ihre Bestimmung ist nicht der Pallast, oder das Museum, sondern die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man so gerne das Ziel verrücken, und in genauer Ansicht seines eigenen Zustandes sowol, als seines Vaterlandes, eine falsche Brille aufstecken mögte. Der Verfasser ist mit seiner Ansicht des dermaligen Zustands der Dinge in Deutschland nicht zudringlich. Er macht auch auf Untrüglichkeit seiner Behauptungen, nicht den mindesten Anspruch. Doch wird geprüfte Wahrheit seiner Feder heilig sein, und, wenn er hie und da aus Erfahrung redet, aller Zusatz davon verbannet bleiben. Ohne Rührung kann freilich ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen, vielweniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden. Hält er jedoch seine Leidenschaften dabei im Zügel, so ist er ein desto glaubwürdigerer Zeuge und kein Vernünftiger wird ihm das Vorurteil der Uebereilung, oder wie es sonst heissen mag, entgegen stellen. Dieser Abhand-

lung

lung das gehörige Licht zu geben, und Deutschlands betrübte Lage jedem Auge anschaulich zu machen, wurde für dienlich erachtet, über das Betragen sämmtlicher Höfe, die mehr oder mindern Antheil an Germaniens Unglück nehmen, freimüthige Betrachtungen zu liefern, woraus sich, ohne erzwungene Folgerungen, von selbst wird ersehen lassen, wie viel jeder zum Ursprung und Wachsthum des, Deutschland verheerenden, Ungewitters beigetragen habe.

Frank-

Frankreich.

Hoch brüstete sich Gallien, noch vor wenigen Jahren, mit der Freiheit, diesem ersten Kleinode des Menschengeschlechts. Sich dasselbe auf immer zu sichern, sah es gelassen zu, daß man seinen König dem schmählichsten Tod zum Opfer brachte, ihm seine Gemalin und Schwester, auf eben diesem Wege nachschickte, und was sich noch von Ludwigs Familie mit dem Leben rettete, in ewiges Exil verwieß. Was mogte wol der größte Teil der französischen Nazion, getäuscht vom Schalle des Worts, Freiheit, sich dabei anders denken, als Ungebundenheit an Gesetze und Entledigung von allen Abgaben? Von diesem Freiheitstaumel berauscht, fühlte sie sogar die grausame Geisel nicht, welche Robespierre, Marat, und andere aus ihrem Bunde, mit eiserner Hand über sie schwungen; ia, ein süßer Traum brachte ihr den Gedanken bei, daß das Land der Freiheit nur mit unschuldig vergoßenem Bürgerblut fruchtbar gemacht werden könne.

ne. Daher die schaudererregenden Auftritte in Lyon, Marseille, Paris, keine weiteren Bewegungen unter den Einwohnern dieses Reichs veranlaßten. So erwachte dann der Gallier nicht aus seinem Freiheitsschwindel, den er vielmehr in alle, Frankreich benachbarte Länder, übertrug, und dort als einen Baum der allerkostbarsten Art, fortzupflanzen, iede Mühe und Kunst aufbot. Ein wahrer Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Lieblich anzusehen, tödlich beim Genuß seiner Früchte. Den französischen Volksrepräsentanten gelang es mehrere Jahre hindurch, den lüsternen Freiheitsblick der Nazion auf diesen Baum zu lenken, und kaum hatte Bonaparte der Regierung in Frankreich, nach seiner Rückkunft aus Egypten, eine andere Gestalt gegeben, als seiner Einsicht klar einleuchtete, daß Sprache von Freiheit der bequemste Vorhang sei, hinter welchem er die zu seiner Absicht nöthigen Rollen unbemerkt spielen, und für Frankreich Fesseln schmieden könnte. Bald wußte sich dieser Vulkan soviel Cyklopen, als sein groses Unternehmen erforderte, zu verschaffen. Lauter Jubel begleitete die Hammerstreiche, wodurch, nach dem Wahne der Franzosen, in dieser vulkanischen Werkstätte für fremde Reiche die Ketten bereitet werden sollten.

sollten. Die erste wurde für Frankreich selbst fertig, und Vulkan Napoleon, wußte sie der Nazion mit so viel Geschmeidigkeit anzulegen, daß dieselbe ietzt noch für ein Gängelband angesehen wird, womit man dem französischen Staat, wie einem noch schwachen Kind auf die Beine helfen wolle. Helle Köpfe, die der Sache auf den Grund zu sehen gewohnt sind, lassen sich von dergleichen Blendwerk nicht täuschen. Diese, wenn sie bei obigem Gleichniß stehen bleiben, sagen: Napoleon, der ietzo den französischen Staat nach Willkür leitet, ist mit der Amme zu vergleichen, welche, indem sie ein königliches Kind gängelt, sich im größten Aufputz zeigt, und dadurch Jedermanns Blick an sich zu locken sucht; einer Amme, die das Kind, unter dem Vorwand es Gehen zu lernen, ermüdet, oder durch übertriebenes Hin- und Herführen endlich gar lähmet. Welch ein heterodoxer Vergleich! so höre ich viele sich erklären, wie kann der auf Napoleon passen, dem neuen Schöpfer der großen, französischen Monarchie? Sind es nicht seine Anstrengungen, seine Siege und Heldenthaten, die ihm das Vertrauen der itzt seinem Zepter gehorchenden Nazion erwarben? Konnte Frankreich den Sieger bei Marengo, verkennen, und seine Verdienste um

den

den Staat unbelohnt zu lassen. Wer half der Verwirrung, worin die neue Republik dem Untergang nahe war, ab? Ist der nicht Napoleon? Wer brachte die für Frankreich so äußerst vorteilhaften Friedenstraktate zu Luneville und Amiens, zu Stand? Wer sonst, als Bonaparte? Wer hat die Zügel von Holland, Schweiz, Italien, in seiner Hand? Napoleon! Wer hat dem ganz Neptunischen Albion ie mit größeren Gefahren gedroht, als eben dieser Unüberwindliche? Diese Fragen lassen sich mit vielen anderen vermehren, und zu Entscheidungsgründen in der vorliegenden Sache anwenden? Wir leugnen iedoch, daß hieraus sich mehr denn dieses schließen lasse: Bonaparte ist einer der seltensten Menschen in der alten und neuen Geschichte, der die Blößen seiner Gegner mit Vortheil benutzte und deswegen manches Wagestück glücklich bestand. Zu wenig für Napoleon den Unvergleichlichen, dünkt uns selbst das Urtheil unzähliger Deutschen zu seyn. Diese bitten wir aber zu erwägen, daß man hier nicht über den Karakter des ietzigen Beherrschers der Franzosen abzustimmen gedenke, sondern bloß sein Betragen seit dem Antritt des Oberkonsulats, nebst dessen Einfluß auf Deutschland, im Gesicht habe. Weltkundig ist es, daß Napoleon

vom ersten Augenblick seiner konsularischen Regierung an, Frankreichs ganze Macht in sich zu vereinigen suchte. Was nur immer von Befehlen, Verordnungen und neuen Einrichtungen ausging, war mit seinem Namen gestempelt. Die wichtigsten Geschäfte und Ehrenstellen wurden seinen Brüdern übertragen. Wenige Monathe vergingen und Napoleon lebte im Königlichen Hofstaat. Der Sorge: diese Glückseeligkeiten, nach Umlauf der konstitutionellen Frist, an andere abtretten zu müssen, wußte er sich bald durch das immerwährende Consulat zu entledigen. Dadurch nicht völlig beruhigt, machte er die Einleitung, daß ihm auch die Vollmacht zur Ernennung eines Nachfolgers zugestanden wurde. Itzt stand er am Ziel seiner Wünsche. Die grosse Pforte durfte nur aufgehen und der Oberkonsul zog als Kaiser ein. Er fand den Schlüssel dazu mit leichter Mühe. Der französische Staatsrath war aus Männern zusammengesetzt, deren Barometer mit dem des Napoleons stieg und fiel. Ohr und Herz des Volkes wurde indessen durch den stolzen Namen der großen Nazion so aufgeblasen, daß man darüber dem Gang der Regierung weiter nachzuspüren vergaß. Napoleon wußte noch mehr zu thun. Er fand in der sogenannten Ver-

schwö-

schwörung eines Georges, Pichegru, und ihres Anhangs, ein höchstbequemes Mittel sich der Nazion noch wichtiger, ja ganz unentbehrlich zu machen. Zugleich fand er die erwünschteste Gelegenheit, den bedeutendsten Mann in Frankreich, den Allverehrten Moreau, von seiner Seite zu schaffen. Die größte Macht, und mit ihr die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich, wurde nun nach Boulogne gezogen, und London das Karthago, welches man zerstöhren müße, genannt. Schon sahen die Franzosen lauter Englische Guineen im Umlauf. Indessen unterblieb die so sehnlich gewünschte, so mächtig vorbereitete, so sicher ausposaunte Landung, von einer Woche, Monath und Jahre, auf das andere. Einem Napoleon kam jedoch die Entfernung der größten Macht von seiner Hauptstadt, trefflich zu statten. Bei dieser Gelegenheit reisete er ab und zu, lernte diejenigen so ihm ergeben waren, genauer kennen, und er durfte keine gewaltsame Bewegungen unter dem Heer befürchten, wenn er sich vom Senat die Kaiserwürde auftragen ließ, da er alle von Paris entfernen konnte, mit denen sein Vertrauen nicht in gutem Verhältnis stand. Napoleons Erklärung auf diesen Antrag, der mit größter Feierlichkeit nach

Bou-

Boulogne an ihn erging, ist Meisterstück des unerhörtesten Stolzes, schon allein hinreichend, uns das wesentlichste seines Karakters zu enthüllen. Er entblödet sich nicht, ohne Scheu zu bekennen, daß sein Streben von jeher nur die höchste Stufe bezielt habe. Dürften wir hier nicht fragen: Und wer ist der Sterbliche, dessen hoher Geist nur in der ersten aller menschlichen Würden, seine Befriedigung zu suchen hat? Ists der Sohn eines großen Fürsten, durch die Geburt zum künftigen Beherrscher eines mächtigen Volkes bestimmt? Oder — — — — —

Würde man dem Napoleon Unrecht thun, wenn man ihn aus seiner eigenen Rede für den ausgemachtesten Revoluzionär, der seines Königes Thron einige Jahre später, eben so wie andere, gefährdet haben würde, erklärte? Was war also einst die Triebfeder seines Fleißes, seiner Geschiedenheit von denen, die mit ihm gleichen Standes und Alters waren? Antwort: Der künftige König. Nun — wenn alle, die mit großen Geistesanlagen sich ausgerüstet fühlen, ihren jugendlichen Bemühungen um Kultur und Kenntniße, den Zweck eines Napoleons unterlegen, woher Kronen und Throne, zum Lohn ihres unermüdeten Strebens nach dem höchsten menschlichen Wissen? Der Himmel

bewahre

bewahre jeden, der auf der Bühne die Rolle eines Königs mit Beifall spielt, vor dem Gedanken, sich einst noch gekrönt zu sehen, sonst würden unsere wirklichen Könige unaufhörlich in Gefahr seyn, mit der Maiestät das Leben zu verlieren. — Einmal hat die Glücksgöttin Bonaparten zum ersten Liebling ersehen, und ihn des höchsten seiner Wünsche gewährt. Er ist Frankreichs Kaiser. Jetzt bleibt für ihn also nichts weiter übrig, als daß er das unermeßliche Geschenk aus Fortunens Hand, ruhig und bis zu Nestors Jahren genießt, die Millionen seiner Unterthanen, nach den weisesten Gesetzen regiert, ihnen den Frieden von innen und außen sichert, und wo möglich, den individuellsten Wolstand in seinem weitläufigen Staate verbreitet. Nunmehr werden wir uns auch in seiner Person den vergnügt- und zufriedensten aller Götter der Erde denken können! — Weit gefehlt, wenn wir Napoleon mit der Kaiserwürde ersättiget glauben. Noch sind seine Verdienste nicht hinlänglich belohnt, noch hat sein Werth Ansprüche auf neue Vorrechte. Italien, das durch Napoleons Feldzüge so hoch beglückte Italien, in deßen Umfang er der Stadt und dem Staat Venedig bereits wohlthätige Besuche abgestattet

und

und den heil. Markus, nachdem er sich dessen Zecchinen versichert, dem Haus Oestreich überlassen hat; Italien, daraus Bonoparte einen König und einen Groß-Herzog vertrieben, dagegen ein neues Königreich und die Cisalpinische Republik sich erheben ließ, hatte des Danks noch zu wenig an seinen Glücksbeförderer dadurch entrichtet, daß man ihm das Ruder der neuen Republik feierlichst in die Hände gab. Dabei war auch der Umfang dieses Landes nicht weitläufig genug, als daß ein neuer Beweiß der Erkenntlichkeit das Auge der Welt ganz an sich gezogen hätte. Der Alexander unsrer Zeit warf also das Nez aus, und siehe, das reiche Genua blieb darinn hangen. Mailand hatte eine eiserne Krone, aber keinen Kopf, auf den sie paßte. Nur dem Haupte Napoleons war sie angemessen. Itzt war der König fertig und aus der Republik trat ein Königreich hervor. Sonst pflegten sich Republiken für Freistaatən zu halten, darin das Oberherrliche Joch nicht, wie bei unumschränkten Regierungen, alle Augenblick fühlbar sei. Selbst Frankreich schaffte deswegen die Königliche Gewalt ab. Und Napoleons Losung war: Vertheidigung der Freiheit. Wie sehr ihm damit Ernst

ge-

gewesen, beweiset seine Metamorphose aus dem Oberkonsul in den Kaiser. Freilich mehr blose Veränderung des Namens und der Würde, als der Macht, denn schon war diese auf seine Person konzentriert. Indessen sah er, als erster Diener des Staats, sich doch noch hie und da beschränkter, denn es seine Ambition und unbegränzte Absichten billigen konnten. Ob wir dem Kaiser Frankreichs zu nahe tretten, wenn wir ihn übertriebenster Ehrgier beschuldigen, darüber mag sein Betragen gegen ganz Europa, gegen Frankreich selbst, entscheiden. Wie benahm er sich gegen das letztere, seit dem es nicht hindern konnte, daß sein Oberkonsul durch den von ihm ganz abhängigen Senat sich das Diplom als Kaiser, ausfertigen ließ? Kann sich dieses Reich seitdem nur einer Minute lang des Glückes, das allein der Friede gewähren kann, rühmen? Wars nicht schon des Oberkonsuls erste Pflicht, der Wiederherstellung des innern Wolstandes dieses großen Staates alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu widmen? konnte aber dem als unumschränkter Beherrscher berufenen Kaiser, etwas heiliger seyn, als sein Volk im Genusse der Früchte des Friedens ungestört zu lassen, und dem Pflug und Handwerkern die dort nöthigen Hände wieder zu

 geben?

geben? Hieng vielleicht das glückliche Loos der Franzosen von dem Felsen Malta ab, auf dem sich die Engländer itzt vestgesetzt hatten? Wir wollen das zugeben. Allein, wenn die Sache ganz darauf ankommt, warum rüstet Napoleon keine den Engländern gewachsene Flotte in Toulon, Genua, Marseille u. s. w. aus, um dadurch iene Steinmasse zu bezwingen, die er 1798. (freilich auf dem Wege der Verrätherei) in zweimal 24. Stunden einnahm. — Wenn doch noch einmal so gute Freunde von Bonaparte, wie dorten, auf Malta wären, gewiß daß er seinen unbezwinglichen Heldenmuth lange schon dran gewagt hätte. Jetzt aber sinds Engländer, die diesen Posten verteidigen. Hier fällt mir iemand ein, und sagt: Ist es nicht unendlich rühmlicher für den Kaiser der Franzosen, lieber die Englische Nazion im Herzen angreifen und so demütigen, daß sie Malta nicht allein, sondern alle ihre Besitzungen in Ost- und Westindien, an Frankreich abtreten, eine von Napoleons Willkür bestimmte Regierungsform annehmen, ihre Schätze diesem ausliefern, und als eine untergeordnete Macht, wie Holland, Schweiz, Italien, diesem Weltenbezwinger zu Gebot stehen muß? Daß der neue Kaiser hierin Wunsch und Zweck vereinige, sagen uns alle öffentliche

Nach-

Nachrichten aus seinem und seines Volkes einstimmigen Munde. — Welch ein ungeheurer Entwurf! Als ob — wenn er auszuführen wäre, die übrigen mit England in Verbindung gestandenen Länder gelassen zusehen könnten, daß der unersättliche Eroberer, die Millionen, welche der Hand und dem Kredit der Engländer anvertraut sind, an sich reiße, unbekümmert, wie es der ganzen, wenigstens Europäischen Welt, deren Eigenthum von dem französischen Abgrund verschlungen worden, in Zukunft ergehe. Die von Napoleon auf die Landung in England verwendeten Millionen, sind zwar, dem mindesten Teil nach, aus dem französischen Staatsschatze genommen. Holland, Hannover, Hamburg, und andere, können uns am besten belehren, welchen Mitteln die Boulogner Landungsflotille ihr Dasein zu verdanken hat. Demungeachtet mußte dieses Halsbrechende Wagestück in die Finanzen des neuen Kaisertums beträchtliche Lücken machen. Diese sollen mit Brittanniens Reichthümern ausgefüllt, und dann das Vaterland der Großen Nazion zum Mittelpunkt aller Schätze und Glückseeligkeit der Erde gemacht werden. Daß Georg III. seinem ältesten Sohn, dem Prinzen von Wales, den Thron sogleich abtretten, dieser ihn aber als Vasall von

Frank-

Frankreich nur besteigen, und nach Napoleons Vorschrift allein, das Regiment führen muß, versteht sich von selbst, wenn, wol gemerkt, Frankreichs Genius, nicht zu der Landung den Kopf schüttelt. Folglich hätten wir nun den Fall, wo dem Wunder der Welt, Napoleon, alle Reiche die Thore öffnen, alle Könige die Kniee beugen, die gesammte Menschheit huldigen müßte. — Wie? Und das soll der Plan des französischen Gewalthabers seyn? Warum nicht, liebe deutsche Mitbürger! Wir könnten euch an das offene Geständniß der sogenannten großen Armee, die sich solcher Wunderdinge ungescheut rühmt, verweisen. Doch nein, die That mag selbst zu eurer Ueberzeugung reden. Man erinnere sich an die in allen Zeitungen erzählte hyperbolische Rede, womit Napoleon seinem Heer den Zug nach Deutschland, im vorigen August ankündigte. „Mit meiner Rechten, sagte er, „will ich den Deutschen Kaiser demüthigen, „und mit der Linken England bändigen.“ Auf einer Seite setzte ihn sein Glücksstern in den Stand daß er Wort halten konnte. Das Verhängniß verkettete Umstände, die dem Napoleon in das Herz von Oestreich den Weg bahnten und seiner Faust einen erschütternden Stoß an diese

erste

erste Deutsche Macht erleichterten. Ob schon daher ein Theil der Erniedrigung Deutschlands abzuleiten sei, darüber sind freilich die deutschen Köpfe nicht einig. Der größte Theil der Oestreichischen Erbländer gehört nicht zu Deutschland. Folglich sieht dieses gleichgültig zu, was auch iene für ein Schicksal treffen mag. Ueberdies betrachtet sich Oestreich selbst, wegen seiner erhabenen Vorzüge und Freiheiten, mehr für einen selbstständigen Staat, als für einen integrirenden Theil des Römischen Reiches. In so ferne wäre denn der letzte Einfall der Franzosen in die deutschen Staaten der Oestreichschen Monarchie, bei einer Erniedrigung Deutschlands nicht in Anschlag zu bringen. Man richte iedoch den Blick auf die Umstände, welche den französischen Einmarsch in Deutschland begleiteten und auf die Folgen des Feldzugs gegen die Oestreicher, so wird das tief gesunkene Deutschland offen vor uns liegen. Napoleon führt seine Völker über den Rhein. Ohne Zelt, Mundvorrath und andere Nothwendigkeiten, die der Krieg für Mann und Pferd unentbehrlich macht, betretten sie den deutschen Boden. Wer wollte sich seinen Hunderttausenden widersetzen? Baden und Wirtemberg, Frankreichs Nachbarn, erhalten

den

den ersten Besuch. Wie wolgemeint und freundschaftlich dieser ablief, darüber leisten die lauten Klagen jener Länder die Gewähr. Fressen, Saufen, Raub und Weiberschänden, waren Tagesordnung der französischen Armee. Die Kurhöfe, Baden und Wirtemberg hatten zwar ihre Länder durch ein abgedrungenes Bündniß mit der Krone Frankreich zu retten gesucht? Wie wenig waren sie aber dadurch gebessert? Höchstens wurde durch dieses traurige Mittel Sengen und Brennen verhütet. Uebrigens mußten sich beede Fürsten an Napoleons Freundschaftsversicherungen genügen lassen, und ihre Gesinnung ganz nach seiner Pfeife stimmen. Welche schwere Ueberwindung eine Lage dieser Art, dem wahren Vater seines Volks, Badens weisem Kurfürsten, kosten müße, ist leicht zu begreifen. Auch müßte es das Herz des Kurfürsten von Wirtemberg empören, als General Ney mit einer ansehnlichen Macht vor Stuttgarts Thoren erschien, diese Residenzstadt in Belagerungsstand setzte und durch Uebermacht den Einlaß ertrotzte, dem auf der Stelle die drückendsten Requisizionen nachfolgten, daher das bedrängte Land zwischen Freund und Feind keinen Unterschied kannte. Jtzt sehen wir also zwei der ersten Reichsstände außer Thä-

tigkeit,

tigkeit, und mit ihnen ganz Schwaben in französischer Gewalt. Napoleon durfte nur seine verschiedenen Haufen zusammen ziehen und den Feind bei Ulm aufsuchen, denn bisher hatte derselbe nicht die mindeste Hinderniß zu bekämpfen. Für blose Vorstellungen hatte seine Hoheit kein Ohr, und außer der Oestreichischen Macht bei Ulm, stellte sich ihm kein Feind in den Weg. Preußens neutrales Gebiet, war ihm freilich verwehrt. Allein es stunden keine Mannschaften zur Vertheidigung jener Gegenden da. Es wurde sich nicht lange besonnen. Der Marsch gieng vorwärts, und Napoleon brachte seine Völker da, wo er sie haben wollte, zusammen. Der fränkische Kreis, durch welchen die sogenannte Gallobatavische Armee den Zug nahm, hatte entsetzliche Lasten von diesen humanen Gästen zu tragen. Doch gieng dorten das Ungewitter noch eine Zeitlang vorüber. Die Reihe kam jetzt an Baiern. Sobald das Glück den Oestreichern bei Ulm den Rücken gekehrt hatte, zogen die Schaaren der großen Armee, siegprangend in diesen Kreis ein. Als Maximilians Verbündete, wurde sich aller schonenden Mäßigung zu Frankretchs Kohorten versehen. Napoleons Sprache und Erklärungen an dem Münchner

Hofe

Hofe waren viel zu sanft, als daß irgend ein Bairischer Einwohner von seinen bald erfolgenden unerhörten Bedrängnissen, sich etwas konnte ahnden lassen. Nie wurde aber die Menschheit, unter dem Ausdruck der Freundschaft, boshafter als diesmal getäuscht; nie das Land eines verbündeten Fürsten schändlicher, als diesmal die Kurbairischen Staaten, behandelt. Fast gerieth man auf den verzweifelten Gedanken, Maximilian habe seine Erbländer, sich selbst und seinen ganzen Hof, Frankreichs unumschränkter Gewalt unterworfen. Ungeheuere Lieferungen aller Art waren das erste Wort, womit man Städten und Dörfern in Baiern, das Compliment machte. Nach diesem taurigen Willkomm, eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf, auf sein angewiesenes Quartier zu. Sonsten pflegt der Hunger keine Speise zu verachten, hier forderte er Lekkerbißen zu seiner Befriedigung. Kaum war der Franzose aus seinem Nest, als er sich schon nach Caffe, Wein, Likör, Braten und Eingemachten umsahe. Noch dampfte der Fraß aus seinem gespannten Wanste, da er sich zum Mittagessen niedersetzte, und wenn nicht köstliche Zubereitung der Speisen aufs neue seinen Appetit reizte, Wirth und Wirthin auf

das

das infamste mißhandelte. Unter fortgesetztem Schwelgen kam der Abend herbei, und da wurden dann neue Versuche zum Dienste des Bauches, bis zum eckelhaftesten Speien, gemacht. Ein einziger elender Kriegsknecht, der in Friedenszeiten alle setne Lebensbedürfnisse mit zwey Groschen bestreiten muß, erforderte jetzt täglich 3—4 Gulden zu seinem Unterhalt. Wem nur zwey dieser Wölfe in Menschengestalt zugetheilt waren, der mußte binnen 4. Wochen einen Beutel mit 200. Gulden, rein geleeret sehen. Man darf daher mit völligem Bestand der Wahrheit annehmen, daß die Bairischen Erbländer seit 6. Monathen durch die französischen Quartiere eben so viel erlitten haben, als wenn sie eine Armee von 200000 Köpfen, bei sonst gewöhnlichem Solde, viele Jahre hindurch hätten unterhalten müssen. Tief unter der Niedrigkeit des Thiers, stand die Viehische Wollust der französischen Ausgelassenheit. In mehreren bairischen Städten kamen die gehäßigsten Auftritte zum Vorschein. So erzählt man z. B. von Passau, daß verschiedene Weibspersonen in Pferdeställe gelockt, daselbst auf den Tod geschändet, dann auf dem Karren weggeführt und begraben wurden. Sollten diese unglückliche Opfer einer mehr als viehischen

hischen Wollust, auch ganz Laster gewesen sein, so ists Schauder für die Menschheit, von Gliedern einer Nation, die sich die Große (doch vermuthlich auch in moralischer Hinsicht?) ausschlußweise nennt, Handlungen bemerken zu müssen, die selbst am rohesten Barbaren den Menschen verkennen lassen. Unausbleibliche Folgen einer von den französischen Befehlshabern absichtlich vernachläßigten Kriegszucht, wodurch dem gemeinen Soldaten jede Mißhandlung des Bürgers und Landmanns nachgesehen, sogar in den Staaten von Napoleons ersten Bundesgenossen, nachgesehen wurde. Wo konnte der vor den Altären des Bacchus seiner Vernunft beraubte Krieger anders hintaumeln, als in die Tempel der Cypria, wo tausende einem fürchterlicheren Tod, denn selbst auf dem Schlachtfeld, in die Sense fielen. Diesen Ausschweifungen fehlt es zwar nicht an Vertheidigern. Man beruft sich zu ihrer Entschuldigung auf ähnliche Szenen, welche die Geschichte aller Kriege aufstellet. Ja, man will beweisen, daß der Tapferkeit des Kriegsmanns durch Verstattung mehrerer Freiheit, der beste Zunder untergelegt werde. Das Gegentheil wäre leicht darzuthun, und längst hat die Erfahrung gelehret, daß der Schwelger beim ersten

sten Mangel der Lebensmittel, wofür gewißlich kein Krieg sicher ist, der hinfälligste sei, und überhaupt auf ausdaurende Vestigkeit des Körpers keinen Anspruch habe. Gesetzt aber, es gebühre dem Soldaten nach einem mühsamen und gefahrvollen Feldzug eine Erholung, so muß erst die Frage entschieden werden: Auf wessen Kosten er diese verlangen könne? Höchstens kann in Feindes Landen, diese Last auf die Einwohner fallen. Grausamkeit aber und die bösartigsten Absichten verrathen sich, wenn der Unterthan eines verbündeten Fürsten, dessen Sohn, oder Blutsfreund der Krone Frankreich ihre Siege neuerlichst erringen half, und der entweder nie, oder mit Wunden bedeckt, aus dem Feldzug zurückkam, wenn, sage ich, dieser friedliche Unterthan, dem der Vorrath an Getraide, Stroh, Fütterung, durch unzählige Lieferungen abgepreßt worden, sich zu einem Winter- und Kantonirungsquartier verdammt sieht, davon man seit dem dreißigjährigen Krieg kein Beispiel hat. Damals lebte der Oestreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so, wie iezt der Franzose; und wenn sein Kaiser sich aus ienem Kriege nichts anmerkte, so hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres, genau kopirt. Männer,

denen

denen aller Glaube beizumessen, haben als reine Warheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangsale, worunter der Bairische Einwohner seufze, die nachdrücklichsten Vorstellungen geschahen, mit kaltem Blut sagte: „Das haben meine Leute „nicht gethan. Es ist Krieg, man lasse mich in „Ruhe und störe mich nicht in meinem Plan." Schon im Dezember des vorigen Jahrs, wird der Friede in Presburg unterzeichnet, und von dem Augenblick an, hat Oestreich Hoffnung seiner Feinde los zu werden. Hätte Baiern nicht ein gegründeteres Recht, der Vortheile dieses Friedens zu genießen? Diese konnten keine andern sein, als daß das französische Heer abgeführet, und das Land ferneren Bedrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzosen ziehen sich aus den Staaten des Deutschen Kaisers, um sich in Baiern festzusetzen, und hier bei Fressen und Saufen, ein durch lange Monathe fortgesetztes Siegesfest, mit dem Untergang aller Einwohner, zu feiern, Wenn hier vom Untergang die Rede ist, so nehme man das Wort in strengster Bedeutung, und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzosen über den Bairischen

Staat

Staat herbei geführt, angeben soll. Noch sind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer der nemlichen Nazion, in diesem Lande den Meister spielte. Und da zweifelt wol niemand, daß die damals den Einwohnern geschlagenen Wuuden, binnen dieser kurzen Frist bei den wenigsten vernarben konnten. Der Landmann des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, sich wieder mit Pferden und Rindern zu versehen, als der, einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzosen, demselben diesen wichtigen Theil seiner Habe wieder entzog. Betrug, List, Gewalt, boten einander hierin die Hände. Thränen und Fußfälliges Bitten um Verschonung, wurden mit Hohngelächter, oder mit Schlägen abgewiesen. Der Franzose gab sich den Namen eines Retters von Baiern. Warlich eine Rettung, iener ähnlich, da der Kranke, welchen dieser Arzt früher ins Grab geschickt hätte, unter der Hand des andern blos eines langsamern Todes stirbt. Wenn irgend mit der Freundschaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wol bitterer sein, als dieser? Doch, es liegt ia in Napoleons Plan Deutschland so zu entkräften, daß ihm für iezt und die entfernteste Zukunft von dieser Seite nichts zu befürchten steht. Er wählte

wählte dazu verschiedene sehr schickliche Wege. Fürstliche Häuser deren Hoheit sich aus dem grauesten Alterthum herleitet, aus deren einem, längst schon Kaiser und Könige hervorgingen, wurden mit der Familie Bonapartes durch die engsten Bande des Blutes verknüpft, und schon steht Frankreichs Herrscher, mit Baden, Baiern, Schweden und Rußland, in naher Verwandschaft. Damit nicht zufrieden, bot er Baiern und Würtemberg die Krone an, wozu der deutsche Kaiser in dem letzten Frieden seine Einwilligung geben mußte. So hat nun Deutschland zwey Königreiche in seinen Gränzen, die doch durch den Lüneviller Traktat so sehr verengert wurden. Daß ein königlicher Hofstaat ungleich größeren Aufwand, als der kürfürstliche, zur Folge habe, ist auch dem gemeinsten Kopf begreiflich. Man weiß, daß ein sicherer großer Hof als Staatsmaxime es ansah, der Erhebung Preußens zu einem Königreich sich nicht entgegen zu setzen, weil das zu einer ansehnlichen Macht herangewachsene Haus Brandenburg, dadurch in seinen Finanzen geschwächt werden sollte. In unsern Zeiten giebt es Schriftsteller, welche aus Preußens Beispiele zu beweisen suchen, daß Baiern an Unterthanen und Einkünf-

ten

ten, jenem, im Vergleich mit Friedrichs I. Periode, weit überlegen sei, und eben daraus den Schluß machen, daß Maximilian Joseph, seine Erblande mit größtem Recht zu einem Königreich erheben können. Haben diese Männer aber alle Umstände hinlänglich erwogen, wenn sie den Anfang des achtzehenden und des neunzehenden Jahrhunderts geradehin in Parallele setzen? Haben sie nicht vergessen, daß vor itzt hundert Jahren, tausend Gulden so viel, als nun viertausend ausrichteten? War Preußen bei seiner Verwandlung auch mit einer so ungeheuren Schuld, als das heutige Baiern, belastet? Und wenn Friedrichs I. Nachfolger den prachtvollen Hofstaat seines Vaters fortgesetzt hätte, wie würde es alsdann um seine Finanzen ausgesehen haben? König würde er freylich gewesen sein, aber ohne Schatz, ohne bedeutende Kriegsmacht. Erst durch Friedrich Wilhelms I. Sparsamkeit, und den Heldenmuth seines Thronfolgers, machte sich Preußen von allem fremden Einfluß unabhängig. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Preußen ein doppeltes Verhältniß gegen daß deutsche Reich hat, davon es den Umständen nach Vortheil ziehen kann. Vor allem lasse man nicht außer Acht, daß Fried-

rich I.

rich I. keine französische Armee im Lande hatte, als er sich 1701. zu Königsberg die Krone aufsetzte. Den Königreichen Bayern und Würtemberg mußte erst die Schlacht bei Austerliz den Ausschlag geben. Diese auf Frankreichs Seite verloren, und nie wäre in München und Stuttgart an eine Krone gedacht worden. In dem kurzen Zeitraum von vier Wochen, sind beede neue Königreiche herangereift. Hier bleibt nun Baiern und Württemberg weit hinter Preußen zurück. Dort stand das königliche Diadem in der Willkür des Kurfürsten von Brandenburg, hier muß es von dem Manne gegeben und genommen werden, dem das Glück selbst erst vor sechzehen Monathen unter den Gewaltigen der Erde eine Stelle anwieß. Tief fühlt die Brust des Deutschen den unverträglichen Gedanken, zwei der ersten Reichsfürsten in einer Standeserhöhung zu wissen, die blos auf das gute Glück Napoleons berechnet ist. Ob das Wahrheit ist? Ja, lieber deutscher Mitbruder, richte deinen Blick vor- und rückwärts, so leuchtet dir die Wahrheit darüber ins Gesicht, Rückwärts liegt uns der zu Frankreichs unermeßlichen Vortheil, in wenigen Wochen geendigte Feldzug, der nur ein Schattenbild der

vorigen

vorigen deutschen Staatsverfassung übrig ließ, und die höchste Gewalt im Reich, von Wien nach Paris übersetzte. Schon mußte der Kurfürst-Erzkanzler französische Verweise für Complimenten annehmen, daß er die Klagen der gekränkten Reichsritterschaft zur Diktatur brachte. Trauriger Beweiß des tiefgesunkenen Ansehens des ersten Reichsstandes und der tiefen Erniedrigung des Reichs selbst. Auf der andern Seite hat zwar Napoleon die Häuser Baiern, Baden und Wirtemberg, am Glücke des vorigen Feldzuges Theil nehmen lassen, und die von Oestreich abgetrettenen Provinzen in Schwaben nebst Tyrol, unter sie vertheilt. Dadurch wurde er jedoch, weder an diesen drei Kurfürsten, noch am übrigen Reiche, ein Wolthäter. Nicht an Baiern, welchem er Tyrol mit einigen Vorderöstreichischen Besitzungen anwieß. Wie kurzsichtig müßte der nicht seyn, welcher den schlauen König von Italien, darunter verkennen wollte, daß Tyrol den Baiern zur Vertheidigung übergeben wird? Sollte es dem Kaiser von Oestreich, wenn die Schmerzen des letztern Krieges geheilt sind, künftig in den Sinn kommen, seine Rechte an Italien wieder geltend zu machen, und in dieser Absicht die Päße von Ty-

 rol

rol durch seine Kriegsvölker betretten zu lassen, so sind nun die Baiern die ersten, auf welche der Schlag fällt, und ihre Faust muß sich dann mit der feindlichen messen. Unmöglich kann man übergehen, daß Frankreich, nur vor wenigen Jahren, die gefürstete Grafschaft Tyrol für ein unbedeutendes, unergiebiges Gebürgland erklärte. Nun hat sich die Sprache gewaltig geändert, so, daß man glauben sollte, Baiern sei durch diesen Zuwachs allein fähig worden, den Titel eines Königreichs anzunehmen. Ist es an dem, daß Tyrol seinem Regenten nur eine mäßige Summe einbringt, so hat das Königliche Haus Baiern sich dieses Erwerbes wenig zu erfreuen. Dieses Land sei aber noch so ergiebig, so erfordern die starken Besatzungen in demselben, beträchtliche Summen, welche dem königlichen Aerarium zur Last fallen. Freilich wird von einem neuen Verkehr zwischen Baiern und Italien viel vorgespiegelt, und man sagt Wunderdinge, die aus dem Markt von Botzen künftig werden sollen. Besonders tritt Venedig auf, woher das Baierland, in kurzer Zeit, mit allen Produkten der Levante und Italiens versehen zu werden, sich Hoffnung zu machen habe. Welche Täuschungen! kaum hinreichend den Ungeweihten zu

blenden,

blenden, vielweniger das prüfende Publikum hinter das Licht zu führen. Venedigs ganz zu Boden liegender Handel braucht viele unausgesetzt glückliche Zeiten zu seiner Erholung. Nicht aber die Zeit allein, sondern baare Summen, können diesem vormals berühmten Handelsplatz wieder aufhelfen. Sind wol von der französischen Regierung solche Vorschußgelder zu erwarten? Und selbst auf diesen Fall, müßte Frankreich auf dem Mittelländischen Meer zuvor die Uebermacht haben, ehe Venedig die Produkte von Welschland und der Türkei, an Deutschland um einen lockenden Preis abgeben, und von dieser Seite den Alleinhandel an sich ziehen könnte. Nehmen wir auch diesen Fall an, so ist der Gewinnst offenbar für Frankreich berechnet, welches nach und nach, größere Tirannei mit den Levantischen Waaren treiben wird, als jene, die es den Engländern mit den Ost- und Westindischen Artickeln, zum Vorwurf macht. Ein großes und untrügliches Vorspiel davon ist die in ganz Italien mit Beschlag belegte Seide, womit Napoleon seine Fabriken aufs neue beleben, und durch diese, die Herrschaft über die Moden seinem Reich wieder zueignen will. Als noch vor sechzig Jahren und darüber, unermeßliche Summen

für

für Seidenzeuge, Gold- und Silberborten, nach Lyon und Marseille aus Deutschland versendet wurden, lachte der Franzose sich die Faust voll, und es ward in Frankreich zum Sprichwort, daß es Herr der Welt sei, so lang es über Kleidertracht und Moden die Herrschaft besitze. Seitdem sich durch das Aufkommen vieler Fabriken und Manufakturen in Deutschland, worin die französischen Putz- und Flitterwaaren den meisten Abgang fanden, das Blatt gewendet, und England für seine Fabrikate sich stärkern Absatz bei uns verschafft hat, ist des französischen Klagegeschreies kein Ende. Die Britten, heißt es, sind der Ruin der Welt; ihnen strömt aus ganz Europa das Geld zu; sie müssen also vertilgt werden. Wer kann das aber zu Stand bringen? Niemand als Napoleon und die große Nazion, die sich schon drei Jahre mit diesem großen Unternehmen beschäftigen. Zum Besten der Menschheit, rühmen sie sich, die Freiheit des Seehandels herstellen, und England deswegen züchtigen zu wollen. Wer kann von dem für alle Schätze der Welt magnetischen Frankreich, und seinem im Meere ungeheurer Entwürfe schwimmenden Regenten, eine solche Aufopferung, und Uneigennützigkeit jemals erwarten, daß sie, um

alle

alle Völker zu beglücken, die Gefahren der Landung in England zu bestehen bereit wären? Hätte nicht Alexander, der seine Waffen nach Indien trug, mit eben dem Recht vorgeben können: Er führe nur Krieg, um die Morgenländer mit den Sitten und der Weisheit der Griechen bekannt zu machen, und ihrer Lebensart durch Kultur eine glücklichere Wendung zu geben? Die ganze vernünftige Welt ist überzeugt, daß Napoleon, wären Brittaniens Reichthümer in seiner Gewalt, für alle Nationen Fesseln schmieden, und seine Befehle in den fünf Welttheilen gültig zu machen versuchen würde. Wer noch in Deutschland daran zweifelt, der prüfe Napoleons Mäßigung in Kriegs- und Friedens-Zeiten, nach unpartheiischen Nachrichten. Traum ist es demnach, wenn deutsche Köpfe sich die Meinung beigehen lassen, Frankreichs Krieg mit England, habe auch die Vortheile unsers Vaterlandes zum Zweck. Der französischen Revolution schreiben wir mit Grund die jetzigen hohen Preise der im Seehandel begriffenen Waaren zu. Ihre letztere Erhöhung aber, ist unstreitig von Napoleon veranlaßt. Ob England, oder Frankreich, den noch währenden See- und Landkrieg veranlaßt habe, gehört nicht in unsere

Unter-

Untersuchung. Doch kann kein Unbefangener, dem es mit der heiligen Wahrheit ein Ernst ist, für Napoleons Unschuld das Wort reden. Kleinigkeit kanns wohl nicht heißen, wenn er einen Freistaat in Italien, nach dem andern erstlich zusammenkettet, und sodann die ganze Masse in ein Königreich umgestaltet, darüber er sich selbst die Krone aufsetzt. Wenn ebenderselbe die sonst glückliche Schweiz ihrer alten Verfassung beraubt, ihre Gesetze und Gränzen nach Gefallen ändert, die würdigsten Männer von der Regierung entfernt, und ihre Stellen mit Leuten seines Sinnes besetzt, sollte auch darüber gleichgültig hinweggegangen werden? Wenn er, gegen die gegebene traktatenmäßige Versicherung, dem König von Sardinien für die, ihm entzogenen Länder alle Schadloshaltung versagt, und auf die ernstlichsten Vorstellungen Rußlands, in diesem Punkt keiner Billigkeit Gehör giebt; wenn er endlich mitten im Frieden, den Herzog von Enghien in dem Gebiete des Kurfürsten von Baden, durch bewaffnete Schaaren aufheben, über den Rhein nach Frankreich schleppen und dort ohne Urteil und Recht erschießen läßt, sollte niemand sich darüber befremden, keine Macht in Europa daran stoßen? Als Rußland

über

über diesen letztern Unfug Beschwerde am Reichstag erhub, sahe sich der weise Vater seiner Länder, der Kurfürst von Baden, zu Gegenvorstellungen genöthigt, wenn er sich und seine Staaten nicht neuen französischen Gefahren aussetzen wollte. Wie leicht hätte er in Hiobs trauriger Lage, sonst sagen müssen: Er hats gegeben, er hats genommen. Schon der Konsul Bonaparte durfte sich der Ehre rühmen, vier Kurhüte vergeben zu haben. Dafür konnte er von den damit gezierten Fürsten sich alle Erkenntlichkeit versprechen, und er gewann hiedurch zugleich einen Anhang im deutschen Reich. Daß diese neuen Kurfürsten, etwa Salzburg ausgenommen, dem deutschen Kaiser kein Vergnügen brachten, ist außer Zweifel. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die deutsche Reichsverfassung dadurch einen wichtigen Stoß bekam, wobei das geschwächte Oestreich gelaßen zusehen mußte, wie verschiedene der angesehensten Höfe Deutschlands für Frankreichs Freundschaft gewonnen waren. Mögte doch diese Freundschaft nicht den sauren Schweiß und das Blut der Unterthanen bisher gekostet haben. Würtemberg schlug seinen Schaden noch im vorigen Krieg auf 60. Millionen an. Wird Baierns Rechnung geringer seyn? Durch wen

lief

lief nun die Zeche so hoch hinan? Doch unfehlbar größtentheils auf Veranlassung französischer Kriegsbeiträge und Einquartierungen. Indessen standen damals die Heere Frankreichs als Feinde in Baiern und Schwaben. Diese Rücksicht machte selbst die größten Lasten erträglich. Was war von dem Feind, der sich des Landes bemächtigt hatte, Gutes zu erwarten? Dennoch hat Baiern durch ienen feindlichen Ueberfall unendlich weniger, als bei dem dermaligen Besuch der Freunde, gelitten. Die allgemeine Stimme behauptet, daß der französische Soldat aus einem Europäer in einen Kannibalen ausgeartet sei. Ehedem wurde von dem Franzosen gesagt, daß er bei einem Schoppen Wein, von Mittag bis zum Abend, singe und pfeife. In dem Land wo der mindeste Weinbau nicht statt hat, in Baiern, wo man alle Weine mit den schweresten Mauth- und Transportkosten, aus Franken, Oestreich, Ungarn beziehen muß, hier wo Tausende von Eingebornen zwanzig Jahre und darüber, erreichen, ohne einen Tropfen des edlen Rebensafts ie gekostet zu haben, hier gieng der Franzose in den unmäßigsten Trunkenbold über. Kaum war schon am frühen Morgen die Branntwein-Flasche geleert und dem Kaffekessel der Boden zu

sehen,

sehen, als schon der Braten, von Wein und Bier begleitet, auf dem Tisch stehen mußte. Und in dieser Ordnung, wird einen Tag nach dem andern, unter Händeringen, Thränen und Verzweiflung der in Napoleons Hände gerathenen Baiern fortgeschwelgt. Wenn irgend einem hiesigen Einwohner die Klagen der aufs Blut ausgesogenen Hanoveraner übertrieben schienen, hat er nun gewiß durch eigne traurige Erfahrung seinen Unglauben abgelegt, da es ihm iezt selbst am Ausdruck gebricht, das Elend des mit Kummer und Noth erfüllten Landes zu schildern. Kein Spinnengewebe ist so unstichhaltig als der Vorwand, unter dem Napoleon den langen drückenden Aufenthalt seiner Kriegsvölker in Baiern versteckt. Bald soll Oestreich die Friedensbedingniße noch nicht alle erfüllt, bald die Russen neue Feindseeligkeiten gedroht, oder wirklich unternommen haben, und darum eine französische Armee in Baiern nöthig sein. Als ob es in Italien nicht Franzosen genug zur Gegenwehre der Russen gebe? Fehlt es aber daran, warum werden nicht die den armen Baiern so lästigen Kriegsleute an Ort und Stelle geführet, wo man ihrer bedarf? Was Oestreich betrifft, so ist es gewißlich nach den letzt erlittnen Un-

glücks-

glücksfällen, weit entfernt, durch einen Einfall in Baiern das Kriegsfeuer nochmals zu entzünden, und seine Staaten neuen möglichen Verheerungen auszusetzen. Also fallen die Entschuldigungen des, mit Baierns Untergang verknüpften, Aufenthalts des französischen Heeres in diesem Lande, von selbst weg; eines Heeres, dem man seine ganze Löhnung vorenthält, damit das Geld in Frankreich bleibe und nicht im Auslande verzehret werde, oder besser, damit in Erfüllung gehe, was Napoleon den Hamburgern erklären ließ: Frankreichs Stärke beruhe auf Grund und Boden, und auf der Tapferkeit seines Volks, welches letztere nichts anders heißen kann, denn: Meine halbe Million Soldaten muß immer auf Kosten fremder Länder unterhalten werden. Ohne der Wahrheit den mindesten Abbruch zu thun, darf man behaupten, daß keine Krone so viel gekostet habe, als die des Königs von Baiern. Die älteste Tochter dieses Fürsten, eine Prinzessin, die der Stolz aller hohen Häuser in Europa gewesen, ihrem Blut nach, keiner Fürstin unseres Welttheils, nachstehend, mußte sich an die Seite eines Beauharnois stellen, um den ersten königlichen Adel in Bonapartes dunkle Familie überzutragen. Welch

ein

ein Opfer von einem sonst zärtlichen Vater für eine Krone hingegeben! Bringt man dazu die Millionen in Anschlag, welche das französische Heer dem Staat gekostet, so ist obige Behauptung vollkommen gerechtfertigt. Aus dem bisher erzählten Geschichtsgang aber ist sonnenklar, daß Napoleon um König Maximilian in Baiern und dessen Erbländer, so wenig Verdienste habe, daß man seinetwillen vielmehr die Annalen von Baiern mit Stellen verweben muß, welche dem Leser der späten Nachwelt doch eine Thräne entlocken werden. Würtemberg, das unglückliche Würtemberg, reihet sich an das vom Freund zu Grund gerichtete Bairische Königreich. Auch hier gibt Napoleons freigebige Hand eine Krone hin. Dagegen nimmt er sich die Freiheit, die Grundsäulen des Würtembergischen Wolstandes niederzureissen, die Landstände aus dem Wege zu räumen, und indem er den König gewisser landesfürstlicher Obliegenheiten gegen die Repräsentanten seines Volks entbindet, das Interesse desselben mit den Absichten des französischen Hofes unauflöslich zu verknüpfen. Daß französische Kriegsschaaren auch in diesem neugeschaffenen Königreich, einem an sich geseegneten und fruchtbaren Lande, sich im Ueber-

fluß

fluß weiden dürfen, versteht man von selbst. Ein auffallender Zug von Napoleons Karakter, sticht aus Würtembergs neuerer Geschichte hervor. Man weiß, mit welcher Wärme die Würtembergischen Landstände ihre vom Kurfürsten angefochtenen Rechte und Würde zu behaupten gesucht, und wie nachdrücklich das Kabinet der Thuillerien iene unterstützte. Warum? — Dazu müssen doch hinreichende Gründe vorhanden gewesen seyn. Auf einmal ändert sich die Sprache. Würtembergs Kurfürst, wird als souveräner, an keine Landstände gebundener König erklärt, mit unumschränkter Macht über seine Staaten. Napoleon, der hierüber die Gewährleistung übernahm, macht Würtembergs König dafür zu einem Alliierten (auf deutsch Angebundenen,) den er bei iedem Uebergang seiner Heere über den Rhein, nach Wunsch zu benutzen, also auch hier in Deutschlands Eingeweiden durch deutsche Hände zu wühlen weiß. Seit Jahrhunderten mußte sich Baden an Frankreich anschmiegen, wenn es nicht bei jedem Reichskrieg der Schauplatz schrecklicher Verwüstungen werden wollte. Seine Lage und Selbsterhaltung machen diese Geschmeidigkeit gegen die benachbarte französische Uebermacht höchst nothwendig.

Durch

Durch die weise Regierung des jetzigen Kurfürsten erhuben sich die Badenschen Lande aus der traurigen Lage, darein sie unter den vorigen Fürsten gerathen waren. Auch wußte Karl Friedrichs Staatsklugheit während mehrerer, besonders der letzten Kriege, allen Klippen auszuweichen, daran ein weniger erfahrner Steuermann Schiff und Ruder würde verloren haben. Durch den Frieden in Luneville, erhielt er unter allen, schadlos zu haltenden, Reichsständen die wichtigsten Vortheile. Derselben nicht verlustig zu werden, und französischen Verheerungen Thür und Thor zu öffnen, blieb ihm keine andre Wahl übrig, als Frankreichs Bundesgenoße zu seyn. Könnten wir dieser Zierde deutscher Fürsten im Herzen lesen, so würden wir bald den Zwang entdecken, mit welchem er die französische Partei ergriff. Dennoch erfuhren auch seine Staaten die Lasten und Unannehmlichkeiten der drückendsten Einquartierungen unbesoldeter Franzoßen. Und nun, da der Enkel dieses unvergleichlichen Kurfürsten zur Vermählung herangereift war, eilte Napoleon, eine, von ihm an Kindesstatt aufgenommene, Verwandtin diesem Prinzen in die Arme zu bringen, und auch in diesen alten Fürstenstamm einen jungen französischen Zweig zu impfen. Man

sieht

sieht demnach, daß Napoleon nichts umsonst zu thun gewohnt, sich jede Gefälligkeit bezahlen läßt, obgleich sie ihn alle nichts kosten, da er seine Geschenke von fremdem Eigenthum nimmt, und leider deutschen Grund und Boden nach seinen Launen vertheilt. Betrachte man nur sein Spiel mit Salzburg und Wirzburg. Kaum hatte Baiern von letzterem und Erzherzog Ferdinand vom erstern Besitz genommen, so muß dieser hier die Regierung niederlegen, und Baiern das beträchtliche Fürstenthum Wirzburg ihm abtretten. Hoffentlich wird Salzburg nebst dem sogenannten Innviertel dem Königreich Baiern dagegen einverleibt? O das kam Napoleon nicht in den Sinn, denn es gehörte nicht zu seinem Plan. Für Ferdinand ist zwar diese Ländervertauschung sehr tröstlich, da ihm das Herzogthum Franken, oder das vormalige Hochstift Wirzburg, wenigstens noch einmal so viel Einkommen, als das gebirgvolle Salzburg, gewährt, gegen welches Wirzburgs anmuthsvolle Lage, königliche Residenz, und der dasige Stein- und Leistenwein ohnehin bei weitem den Vorzug hat. Nur Schade, daß der Kurfürst-Erzherzog der Aufsicht, oder vielmehr Vormundschaft des französischen Kaisers,

sers auch dort nicht entgehen kann, sondern wol noch mehr, als in Salzburg, auf dessen Wink achten, und den neuangetrettenen Staat für großmüthige Wolthat Napoleons erkennen muß. — Oestreichs Hoheit tiefgebeugt, zwei Könige auf den Thron gesetzt, einen Bruder Franz II. versorgt, viermalhunderttausend Streiter auf fremdes Gut und sauren Schweiß lange genährt, zwei Drittheile von Deutschland fast an den Bette lstab gebracht, Deutsche durch Deutsche gewürgt, welche Resultate eines Feldzuges von drei Monathen! Setze man alles dieses auf Rechnung der Weisheit und tiefen Einsicht des französischen Imperators, oder auf die Tapferkeit seiner Krieger, oder auf Fügung eines unvermeidlichen Schicksals, genug, allenthalben erscheint das deutsche Reich in dürftiger Blöse, die es nur so weniger bedecken kann, ie mehr Könige und Kurfürsten es in seinem Umfange zählt. Da ein großer Theil der letzteren sich um Frankreichs Freundschaft bewirbt, so geben sie der französischen Ueberlegenheit das feierlichste Zeugniß, sich selbst und ihren Ländern zur wahren Demüthigung. Jeder patriotische Deutsche wird also den dermaligen Zustand seines Vaterlandes aus einem Gesichtspunkt ansehen, wobei er sich dessen Verfall

fall und tiefe Erniedrigung nicht länger verschweigen kann. Legt er sich die Frage vor: Ists Ohnmacht der Deutschen, die verheerende feindliche Durchzüge und Angriffe nicht abwehren können, so fällt die Antwort allerdings verneinend aus. Denn, noch heute hat der deutsche Staatskörper kraftvolle Glieder, die iedem feindlichen Angriff gewachsen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, im Stand sind. Woher aber diese Lähmung und Unthätigkeit? Ach! hier steht mir das Bild einer Armee vor den Augen, deren Anführer unter sich selbst nicht einig sind, die dadurch dem Feind die Blöse zeigen, und durch die Verstimmuug ihrer Gesinnungen sich Tod, oder Gefangenschaft zuziehen. Diesen Umstand wußte Frankreichs Herrscher mit dem glücklichsten Erfolg zu benützen. Daher seine Siege, sein ganzes Uebergewicht auf dem vesten Lande. Hätten die größten Höfe in Deutschland nur seit dem Luneviller Frieden ihr wechselseitiges Interesse einer nähern Verbindung aufgeopfert, und die Sicherheit des deutschen Staats durch unaufhörliche Spannungen dem Feind nicht selbst verrathen, so würde er weder die ihm gelungenen raschen Angriffe gewagt, noch seine Absichten so geschwinde erreicht und in dem erniedrigten Deutschland so vesten Fuß gefaßt haben.

ben. Wie ferne dieses in der Wahrheit gegründet sey, wird sich aus dem Verfolg unserer Abhandlung entnehmen lassen.

Oestreich.

Hier sehen wir Franz II. auf dem Throne, den einst sein Oheim, Joseph II. zierte, von dessen Bildung, die Oestreichsche Monarchie sich einen künftigen Thronfolger von tiefer Staatskenntniß und vestem Karakter versprach. Dem Kaiser Joseph war in der That alles daran gelegen, die Zügel seiner weitläufigen Staaten einstens einem Regenten zu hinterlassen, der schon durch sich selbst berathen, nicht so wol der Klugheit und Einsicht, als der Treue und des Diensteifers seiner Minister bedürfte. Doch will man sich allgemein bereden, Josephs Vollendung im Tode sei früher erschienen, als er die Bildung seines Neffen zur Reife gebracht hatte. Dem sei wie ihm wolle. Franz hat seine gute Seiten, ist treuer Gatte und glücklicher Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Zu einer Zeit, da die Gährung in Frankreich aufs höchste gestiegen, und Ludwig XVI. nur noch der Schatten von einem König war, riß ein plötzlicher Hintritt

Leopold II. aus dem Lande der Lebendigen. Zu früh für ihn selbst, für seinen Sohn, für die Monarchie. Der Wiener wird darüber freilich den Kopf schütteln, da ihm sein Genius in Leopold den Stifter alles, seit vierzehen Jahren dem Oestreichschen Staate begegneten, Unglückes vormahlt. Ihm allein bürdet man in der Kaiserstadt den Krieg mit Frankreich auf. Seine kurze Regierung soll den schwächsten Kopf verrathen, und Leopold gleich die ersten Monathe derselben durch einen mit der Pforte geschlossenen schändlichen Frieden bezeichnet haben. Die vom Monarchen gleich anfangs geäußerten friedlichen Gesinnungen, sind dem unruhigen Wiener verhaßte Merkmale, daß er nicht Lust hatte, Eroberungen zu machen. Und doch war schon 1788. beim ersten Ausbruch des Türkenkriegs, eine außerordentliche Theurung, die selbst einen gefährlichen Auflauf veranlaßte, entstanden. Vermuthlich wurden itzt nicht mehr so viel Lebensmittel, als sonst, aus Ungarn nach Wien zu Markt gebracht. Das sogenannte Viertel Mehl stieg daher noch im Sommer dieses Jahres von 18. auf 43. kr. Laut erhub sich darüber die Klagestimme wider Joseph, der im Lager bei Semlin sich aufhielt, und im November krank in seine Residenz zurückkehrte. Der Krieg

hatte

hatte seinen Fortgang, und mit ihm hielt auch die Theurung an. Kaum war Leopold in Wien angekommen, so gab man ihm dieses Uebel zu erkennen. Der Monarch wußte keinen bessern Rath, als daß er dem weitaussehenden Türkenkrieg ein Ende machte. Damit erschien auf der Stelle die wohlfeilere Zeit. Indessen konnte der undankbare Wiener seinem damaligen König nicht vergeben, daß er Belgrad abgetretten und keinen Versuch auf Constantinopel selbst gemacht hatte. Man muß wissen, daß die Hauptstadt des türkischen Reichs nach der Wiener Geographie nur eine Tagreise von Belgrad entfernt ist. Wenn Leopold die Thorheit seiner Wiener erfuhr, mußte er mehr zum Lachen, als Unwillen darüber, bewogen werden. Sein unvermuthet und plötzlich erfolgter Tod machte den Lästerungen wider ihn kein Ende. Itzt erst sperrte das Wiener Publikum (man verstehe den großen Haufen) sogar unter den Augen und Ohren des ietzigen Kaisers, seinen Rachen weit auf. Fremde, die sich in Wien befanden, begriefen nicht, wie man die Verwegenheit tollkühner Tadler Leopolds so ungestraft hingehen ließ, da er doch Vater von Franz II. und durch seine Regierung in Florenz rühmlichst bekannt war. Wenn man in Wien

Wien Gefahr lief, nur ein Wort von den öffentlichen Angelegenheiten verlauten zu lassen, so konnte dagegen das unverschämteste Gewäsche den guten Leopold noch in der Gruft verfolgen. Und so noch heute. Wer in der Oestreichschen Geschichte beim Tode Josephs nicht ganz fremd ist, der weiß, in welcher bedenklichen Krise sich diese Monarchie damals befand. Sollte nicht ein allgemeiner Aufstand in Ungarn sich erheben, so mußte der todkranke Kaiser noch zwei Tage vor seinem Ende, die Ungarische Krone des heiligen Stephans nach Preßburg abführen lassen. Böhmen war voller Unruhen. In Wien wurde auf die schmählichste Weise von seiner Regierung gesprochen. Sein Tod der diese beschließen sollte, war allgemeiner Wunsch. Ein Ausländer, welcher einmal hörte, die Krankheit Josephs fange an sich zu bessern, erzählte das seinem Wirth. Dieser gab zur Antwort: O, wenns an dem ist, so sind wir alle dahin! Man sieht hieraus in welchen mißlichen Zeiten Leopold seine Regierung begonne. Ungarn, Böhmen, Oestreich, erwarteten nach ihren besondern Verhältnissen, iedes besondere Wohlthaten, von dem neuen Monarchen. Diesem war das Feuer welches in Frankreich schon unter der Asche glühte, bekannt genug.

genug. Das Murren der Niederlande zog seine Aufmerksamkeit nicht minder an sich. War es Leopold demnach zu verdenken, wenn er die Fehde mit den Muselmännern abbrach, um das Auge auf andere wichtigere Gegenstände richten zu können? Irrthum ist es zu glauben, daß man in Frankreich von der Einsicht und Staatsklugheit dieses Monarchen, sich nur niedrige Begriffe gemacht habe. Man war in Paris nicht wenig besorgt, es dürfe Leopold die von Ludwig XVI. angenommene, die Königswürde so sehr herabsetzende neue Constitution, sich mißfallen lassen. Doch nein, der Wiener Hof blieb dabei ruhig, und gab Frankreich die freundschaftlichsten Gesinnungen zu erkennen. Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem König von Preußen in Pillnitz und die dort verabredeten Maasregeln, konnten Leopolds Friedfertigkeit nicht zweideutig machen. Höchstwahrscheinlich belebte sein Hintritt die Nationalversammlung in Paris, das bisherige Geheimniß der Boßheit weniger zu verdecken, und in Ausführung der zum Untergange des Königs gefaßten Entwürfe desto rascher zu Werk zu gehen. Die Jugend und Unerfahrenheit des ietzigen Kaisers kam ihnen wenigstens in so ferne

ne zu statten, daß sie minder Bedenken trugen, ihre Kriegsanstalten gegen das Reich zu richten, und den Krieg durch gehäufte Beleidigungen nothwendig zu machen. Das Feuer brach in helle Flammen aus. Man hoffte, es bald, vielleicht in Frankreichs Herz, dämpfen zu können. Die Gluth verbreitete sich aber im ersten Feldzuge schon bis Frankfurt am Main und in die Niederlande. Mit günstigerm Erfalg führte Mars im folgenden Jahre den Sieger bei Martineştin und Focşan, Herzog von Sachsen-Coburg ins Feld. Gleich der Anfang seiner kriegerischen Unternehmungen gewährte diesem Feldherrn die Trophäen bei Neerwinden. Die Niederlande wurden vom Feinde geräumt, und die Eroberung drei ansehnlicher Bestungen an Frankreichs Gränzen, machte zum weiteren glücklichen Fortgang der verbündeten Waffen, sehr angenehme Hoffnung. In diesem Zeitpunkt war es, da der Herzog Feldmarschall Sr. Kaiserl. Maiestät Friedensgedanken zu erwecken suchte. Wie weise dieser Rath gewesen, hat sich in der Folge bewährt. Damals konnte Oestreich unter den vorteilhaftesten Bedingnissen den Krieg mit Frankreich beilegen und da für die Erhaltung König Ludwig und seiner Gemahlin ohnehin nichts mehr

übrig

übrig war, gelassen zusehen, wie sich die Franzosen untereinander selbst aufreiben würden. Hier ist nicht der Ort von den Gründen zu reden, die Franz II. zum Frieden bestimmen sollten. Wir wissen, daß die Fortsetzung des Krieges den Vorzug behielt. Der Basler Friede erfolgte, und da Preußen nun seine Macht vom Rhein abzog, drückten die Franzosen desto stärker auf Oestreichs Heere, die endlich in die Kaiserlichen Erbländer zurückgedrängt, kaum eine Belagerung von Wien aufhielten. In diesen Unfällen mußte der Kaiser wol der Neigung zum Frieden Gehör geben. Er wurde in Campo Formio zu Stande gebracht nnd durch ihn zu Frankreichs heutiger Größe der Grundstein gelegt. Bonaparte, der bis Gräz in Steiermark vordrang, hatte sich selbst der Kaiserstadt furchtbar gemacht und hier ziemlichen Schrecken verbreitet. Oestreich fehlte es iedoch nicht sowohl an Mitteln, diesen lästigen Feind aus seinen Gränzen zu bringen, als an guten Gegenanstalten und tüchtigen Heerführern. Es war nicht unmöglich, den kühnen Anführer der Franzosen in einem gebirgigten Lande, voll enger Päße und Hohlwege, mit seinem Heer einzuschließen und in das äußerste Gedränge zu versetzen, oder zu ei-

ner

ner, ihm wahrscheinlich, nachtheiligen Schlacht zu zwingen. Ob dem sonst unerschrockenen Erzherzog Karl damals die Hände gebunden, oder andere Gründe vorhanden waren, die ihn lieber mit der Friedensfahne, als mit dem Degen in Faust, nach Leoben, zu einer persönlichen Unterredung mit Bonaparte bestimmten, davon widersprechen sich die Nachrichten. Genug, Bonaparte konnte Steiermarck und andere Provinzen des österreichschen Kreises, mit größter Bequemlichkeit, nebst einer durch Brandschatzungen wohl gespickten Kriegskasse verlassen, und auf diesem Rückzuge, die Schätze Venedigs noch damit vereinigen. So waren binnen dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren die zwo reichesten Goldgruben in Europa, Holland und Venedig, wo Indiens Reichthümer zusammengehäuft lagen, unter französischen Händen, die jetzt mit leichter Mühe wegschleppten, was von andern, seit Jahrhunderten, mit unbeschreiblicher Anstrengung und Gefahr, aus den entlegensten Welttheilen herbeigeholt worden. Solche wichtige Eroberungen hatten nicht nur auf die Beruhigung der Gemüther im innern Frankreich, sondern auch auf den guten Willen des Heeres den stärksten Einfluß. Bürger und Soldat banden

ihre

ihre Hoffnung an das Waffenglück, durch dessen Begünstigung die Sachen der Franzosen bisher eine so erwünschte Wendung genommen hatten. Desto weniger ließ sich von der Mäßigung derselben, nach einem Frieden erwarten, der ihnen ausnehmende Vortheile einräumte, und Oestreich geschwächt, das deutsche Reich aber in seiner Blöse darstellte. Verständige sahen bald ein, daß die Ruhe von kurzer Dauer sein würde. Daß Oestreich, bey erster Gelegenheit, wieder auf dem Kampfplatz erscheinen dürfte, ließ sich allerdings vermuthen, denn der Tractat bei Campo Formio selbst, war zu schwankend, als daß er nicht den Zunder zum neuen Kriegsfeuer abgeben sollte. Der Uebermuth der französischen Gesandschaft in Wien, wodurch ein so gewaltiger Lärmen angefacht worden, schien zwar nur auf den rohen Pöpel zu wirken. Wer konnte jedoch zweifeln, daß nicht auch die Regierung etwas davon in Petto behalten habe? Noch am Ende des Jahres, das diesen Tumult erzeugte, ertönte die Sturmglocke zum neuen Krieg. Paul I. schloß sich an Oestreich näher an, und ließ unter seinem berühmten Feldherrn Suworow ein beträchtliches Heer in Italien einrücken. Als er dort anlangte, hatten zwar die Oestreicher schon einige

einige Vortheile über die Franzoßen erhalten, jedoch Suworows Feuer und Kriegserfahrung konnten erst die feindliche Macht beschränken und Frankreichs Uebergewicht in Italien demüthigen. Beinahe ganz Italien wurde in dem Feldzuge 1799. von den Franzosen verlassen. Schon sahe man in Wien den Horizont ganz aufgeklärt, schon überließ man sich den stolzesten Hoffnungen, als durch das den Russen in der Schweitz begegnete Unglück, die Aussichten wieder getrübt wurden. Der Schlag war freilich von höchstnachteiligen Folgen begleitet. Doch würden diese zu verbessern gewesen seyn, wenn die zwischen Karl und Suworow entstandenen Mishelligkeiten dem längeren Beistand der Russen kein Ziel gesetzt hätten. Die Eifersucht, mit welcher schon in vorigen Jahren die Oestreicher die gute Sache ihres Monarchen am Rhein und in den Niederlanden rückgängig machten, wurde nun auch gegen die Russen an den Tag gelegt. Als ob eigene Ehre nicht bei der Ehre eines andern, bestehen könnte, hat sich seit längeren Zeiten eine kleinliche Tadelsucht der Oestreichschen Offiziere, und durch diese des ganzen Heeres bemächtigt. Gewohnt von ieder Macht mit Verachtung zu sprechen, wird auch selbst dem Freund sein wolerworbener

Ruhm

Ruhm mißgönnt, oder geschmälert. Jedes verlorne Treffen hat der Feind gegen die Oestreicher durch erkaufte Verrätherei gewonnen. Von seiner Tapferkeit und Kriegskunst, weiß man in Wien und bei der Armee nichts. Zur Probe, wie hoch man in der Kaiserstadt die Unüberwindlichkeit der Kaiserlichen Krieger anschlage, mag folgendes dienen: Als man 1792, zum Feldzug in Frankreich beträchtliche Vorkehrungen machte, wobei der Kaiserliche Hofkriegsrath bekanntlich das ganze Geschäfte zu leiten hatte, befand sich unter den hier angestellten Offizianten ein angesehenes Glied, dessen Name dem Leser gleichgültig seyn kann, diesem dünkte es, man treffe der Anstalten gegen die Franzosen viel zu viel. Er ließ sich daher also vernehmen: Ich begreife nicht, was die grossen Vorbereitungen sagen wollen. Man schicke zwei Regimenter Ungarische Husaren, mit Peitschen in der Hand, nach Frankreich, so hat der Spaß ein Ende. Sollte diese Anekdote von Jemand in Zweifel gezogen, oder dahin gedeutet werden, es habe allenfalls einer von den sogenannten Alltagsschreibern auf dem Hofkriegsrath, dergleichen Unsinn von sich hören lassen, dem kann man die Versicherung geben, daß es ein Mann von Bedeutung, ein im Kais.

Kö=

Königlichen Dienst stehender, gewisser Herr von * * * gewesen, aus dessen Mund die vorstehende Rede geflossen, und daß sie hier aus der Erzählung eines Freundes der Wahrheit, der selbige als Ohrenzeuge betheuerte, aufgenommen worden. Alle die Wien gesehen, und dort einige Zeit gelebt haben, müssen bezeugen, daß neun Zehntheile der Stadt, der nemlichen Meinung gewesen seyen. Wird man sich darob wundern, wenn aus ohnlängst erst erschienenen Schriften, vom Befehlshaber der Oestreichschen Armee, General Mak, der thrasonische Ausdruck gelesen wird: Preussen könne mit 25000 Kosaken im Zaum gehalten werden? Wenn der Chef eines großen Heeres, der aus dem Kern der Kaiserl. Oestreichschen Völker bestand, sich dergleichen Ausfälle erlaubt, wer wirds den Subalternen, deren mehrere von der Schneiderscheere an, innerhalb sechs Wochen das Porte Epée hatten,*) verargen, daß sich ihr Heldenmuth in ähnlichen Gas-

*) Es durfte z. B. die Mutter des jungen ungebildeten Menschen nur vormals in einem Gräflichen oder andern angesehenen Hause, zu Wien, die Stelle einer Säugamme vertretten und durch diese hohen Verdienste sich in Gnade gesetzt haben,

Gaskonnaden (Windbeuteleien) hervorthut, oder wenn sie bei offenen Tafeln, an deren einer der Verfasser selbst mitspeißte, sich der belachenswürdigen Erzählung nicht schämen, es hätten zwei Kaiserl. Offiziere, die sich zu Frankfurt am Main, im rothen Haus, zur Zeit der Feldzüge am Rhein befanden, durch Plackereien der zugegen gewesenen Preußischen Offiziere beleidigt, zehen dieser letzten beim Kragen ergriffen, und ihnen einen kleinen Spaziergang, zum Fenster und Thüre hinaus, angewiesen.

Was doch die, bei Bonapartes Eintritt in Steiermark, zu Wien aufgestellten, Freiwilligen, denen Kaiser Franz Medaillen austheilen, und zu ihrer Ehre ein iährliches Fest anordnen ließ, ietzo zu ihrer Entschuldigung sagen mögen, da sie die letzte Besitznahme der Kaiserstadt ruhig ansahen, ohne der Welt das geringste Zeichen ihrer bei Wein und Bier hoch angeschwollenen und unbezwinglichen Tapferkeit zu geben. Wären

den, so war der Offizier, auf Empfehlung der Frau Gräfin oder Baronin, gleich fertig. Besonders wo die Concurrenz um solche Stellen, wegen der Kriegsgefahr, von Seiten der Standespersonen nicht allzu zalreich gewesen.

Anmerkung des Setzers.

ren die letztern Kriegsauftritte in die Zeiten Josephs II. gefallen, so läßt sich mit Grund muthmassen, daß der Feind seinen Eintritt in die Kaiserlichen Erblande, vorzüglich aber in die Hauptstadt, bei weitem theurer bezahlt hätte. Josephs Ansehen hielt seine Offiziere in Respekt und Diensteifer, seiner Wachsamkeit entging kein Pflichtvergeßener, seine Belohnungen waren Aufmunterung, und seine Gegenwart dem Nachläßigen höchstgefährlich. Die Bemühungen des Monarchen zur Aufklärung und Verstandesbildung der seinem Zepter gehorchenden Nazionen konnten nicht ohne Frucht bleiben, wohin auch treue Anhänglichkeit an den Regenten und ächte Vaterlandsliebe gehört. Die Schmähsucht, womit man dieses Kaisers eingeführte Toleranz und andern Einrichtungen herabwürdigte, mußte zu toben aufhören, sobald die vom Landesfürsten bezielten Vortheile zugegen waren. Joseph beschränkte weder in Wien, noch anderswo, die Freiheit des Bürgers durch Polizeianstalten, die denselben auf allen Wegen verfolgten. Jeder durfte seinen Freund sprechen und sprechen hören, wie ihm nur der Stoff zur Unterredung einfiel, oder an die Hand gegeben wurde. Ob auch schon durch diesen Monarchen in dem Gottes-

dienste

dienste nichts abgeändert wurde, so arbeiteten doch seine Gesetze dem groben Aberglauben entgegen, welchem die von ihm gegebene Censur- und Preßfreiheit unfehlbar den Untergang bereiten muste. Noch ist zwar eine beträchtliche Anzahl von Köpfen in und außer Wien, welche die Freiheit, womit Joseph das Forschen und Denken begünstigte, sehr wol zu gebrauchen wußten. Dieser sind iedoch viel zu wenig, als daß ihr Licht die unzähligen Winkel der Finsternis beleuchten könnte, worin Unwissenheit und Nacht der Vorurtheile allen helleren Kenntnissen den Eingang verwehren. Es ist kein Irrthum, anzunehmen, daß iede mittelmäsige Stadt in Deutschland, wenigstens eben so viel Gelehrte im eigentlichen Verstande, als Wien, aufweisen könne, von gereinigter Vernunft aber, eine weit größere Anzahl, als diese erste deutsche Stadt, besitze. In hohen und niedern Zirkeln liefern die Freuden einer wolbesetzten Tafel, Unterhaltungen mit dem schönen Geschlechte, und Belustigungen des Theaters, die Materie zum Gespräch. Wir berufen uns hierüber auf den launigten Verfasser, der Briefe eines Eipeldauers an seinen Vettern. Nie hat ein Schriftsteller sein Original genauer kopirt, nie in so treffenden Zügen geschildert, als

dieser

dieser Oestreichsche Rabner. Man frage nicht lange, woher diese Verstimmung? Woher dieser Mangel an soliden Kenntnißen und an Wissenschaften, die nebst der Aufklärung des Verstandes, zugleich dem Herzen edle Gesinnungen mittheilen? Kann wol die unter jetziger Regierung angeordnete Censur, ohne dergleichen nachtheilige Folgen zu veranlassen, ihr Amt verrichten? Wenn gleich einige angesehene Gelehrte, oder Herrschaften in Wien, die besten Werke unsers Zeitalters, ihrem Werth nach, kennen und besitzen, so bleiben doch viele tausend andere im Publikum, dieser Hülfsmittel zu ihrer Belehrung beraubt, bei den Alltagskenntnissen stehen, und gehen, da ihre Einsicht nicht fortschreitet, in der That hinter sich. Der Kaiserl. Kön. Hof gründet zwar die unterdrückte Censurfreiheit und seine mit dem Bücherverbot genommenen Maasregeln auf die Vorgänge in Frankreich, woher noch vor kurzer Zeit allen Monarchieen der Untergang angedroht, und allenthalben der Saame zur Rebellion ausgestreut worden. Damit ließe sich wol die Einfuhr solcher zum Aufruhr rathenden Schriften, als gefährlich und unerlaubt, rechtfertigen. Allein das strenge Bücherverbot hat offenbar noch ganz andere Ansichten zum Grunde, und unläugbar

wurde

wurde das freie Bücherlesen zur Sache der Religion gemacht. War doch nach dem liberalen Urtheil eines vormaligen Wiener Professors, dem der dortige Superintendent Fock eine Vertheidigung entgegen setzte, selbst die protestantische Religion eine Stifterin der Unruhen bey Unterthanen gegen ihre Obrigkeit. Was wird dieser große Geist, desgleichen so viele sind, erst von den neuern Versuchen Kants, Fichte, Schellings, Reinhards, u. a. denen die bisherige Weltweisheit noch kein Genüge that, die daher als Reformatoren derselben auftraten, ja sich sogar weiser dünken als Aristoteles, der Stammvater aller glaubigen Philosophen, was wird Hofmann (dies ist sein Name) wohl von diesen Neueren, für Begriffe haben? Religion und Staat werden ihm durch diese Spitzköpfe, die überdies alle Lutheraner sind, in äusserste Gefahr gebracht scheinen. Kein beßerer Rath also, denn man vertilge ihre und ihrer Schüler gottlose Schriften, man verriegle ihnen jede Thür, und lasse alle die von dieser Pest angesteckt seyn mögten, eine vieljährige Quarantaine halten, um gewiß zu werden, daß sich das Uebel durch sie nicht weiter verbreiten werde. Der zum Denken fähige Kopf muß es nothwendig schwer empfin-

 den

den, wenn ihm mit unbarmherziger Hand, solche Schriften aus dem Auge gerückt werden, an denen er seine eigenen Kräfte versuchen, üben und schärfen konnte. Unzufrieden mit dem Druck, der ihn in seiner Laufbahn hindert, legt er entweder seine fernere Kultur ganz beiseite, oder fängt in der Stille an, ein Feind der vaterländischen Regierung zu werden, die ihn eines der ersten Rechte der Menschheit, des Rechts, die Fortschritte seines Zeitalters in den Wissenschaften, zu eigner Vervollkommnung zu benützen, verlustig macht. Je mehr sich die Zahl dieser Unzufriedenen vergrößert, desto größer wird die Gefahr des Staates, der eben durch die strenge Unterdrückung der Freiheit im Denken, seine eigenen Grundsätze verdächtig macht. Und gesetzt, daß bey der unzähligen Menge von Schriften die von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, nicht wenige in die Welt tretten, deren Lesen weder dem Verstand, noch Herzen einige Vortheile gewähret, so kann auch dadurch noch kein Verbot begründet werden. Wo schon Kenntniße und Einsicht vorhanden, können dergleichen Arbeiten nie Eingang gewinnen, und jenen, die von gelehrtem Unterricht sich keine Beschäftigung machen, bleiben selbst mittelmäßige Schriften völ-

lig

lig unbekannt. Wozu also ein strenges Verbot? Zur Zeit, da Kaiser Joseph öffentlich bekannt machte, daß Se. Majestät es nicht übel nehmen würden, wenn man auch sogar über Höchst Dero Person sich Erinnerungen erlaubte, hat es nicht an Broschüren gefehlt, worinn dem Monarchen anzüglich begegnet wurde. Joseph ließ es dabey bewenden und Censur- und Preßfreiheit hatten nach wie vor ihren ungehinderten Fortgang. Die Person und Regierung des Kaisers wurde von keinem anscheinenden Volksaufstand durch diese Freiheit angefeindet, wohl aber durch eine gewisse Strenge, womit er seine Ungarn und andere, beschränkte. Hätte der ietzige Kaiser gleich bei Antritt seiner Regierung, mehrere Grundsätze seines Oheims wieder in Gang gebracht und Josephs begünstigte Freiheit zurückgerufen, vielleicht würde man nie von einer gefährlichen Absicht gegen den Monarchen und den Staat etwas gehört, nie Schwerdt und Strang zur Erhaltung der Ruhe nöthig gehabt haben. Nichts kann als Staatsmaxime angenommen, oder als Staatsgesetz aufgestellt werden, worunter die Rechte einiger, geschweige mehrerer Menschen sich gekränkt finden. Im Gegentheil gebietet wahre Staatsklugheit, daß die oberste Gewalt

walt immer in Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten solche Maasregeln wähle, womit allgemeine und besondere Zufriedenheit der Untergebenen bestehen kann. Grausamkeit ists also, dem freien Geist des Menschen Fesseln anzulegen, der doch nur in Absicht gewisser bürgerlicher Verhältnisse, den obrigkeitlichen Gesetzen Gehorsam zu leisten hat. Beförderte Geistesbildung gewährt dem Staate die besten Bürger und dem Regenten den wärmsten Dank des edelsten Theils seiner Unterthanen. Ein Staat, dessen physische Kräfte nicht von moralischen aufgewogen, und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hülfsmittel, die er zu seiner Erhaltung und fortschreitenden Wohlfarth bedarf. Auffallende Beweise liefern Spanien, Neapel, Portugall. Hat sich dagegen Preußens Macht und Ansehen nur durch Friedrichs des Einzigen gewonnene Schlachten, oder durch Förderung aller Arten gelehrter Kenntniße gehoben? Wer das letztere läugnen wollte, müßte erwiesene Wahrheit widersprechen. Personen, die sich eine Zeitlang in Wien aufgehalten, werden sich erinnern, daß sie bei Gelegenheit einer Aeußerung über diesen und ienen Gegenstand, zur Antwort erhielt: Das System will's so haben. Soll unter

ter

ter System ein zusammenhängendes und wolgeordnetes Staatsgebäude verstanden werden, so ist nicht zu begreifen, wie man in diesem Gebäude, das was zu seiner Bevestigung und Verzierung gehört, übersehen mögen. Ackerbau, Fabriken, Gewerbe und Handel, sind an sich die wichtigsten Gegenstände der Staatswirthschaft, diese aber ist ein Haupttheil ienes Systems. Laßt es dabei an Männern von tiefer Einsicht und ausgebreiteter Gelehrsamkeit fehlen, so gebrichts dem Staat an seiner ersten Zierde, und an wahrer innerer Stärke. Man sage nicht, es sei genug, wenn die, so das Staatsruder führen, in Wissenschaften geweiht und heller Denkungsart seien. Wird die Bemühung dieser Männer nicht sehr oft fruchtlos, wenn von ihnen herab, die Stufenfolge der Kenntniß unterbrochen ist, wenn ihre Subalternen nicht die Fassungskraft haben, die nothwendig dazu gehört, den Geist der Gesetze und ausgehenden Verordnungen zu verstehen und sie wirksam zu machen. Wolle, Stahl, Eisen und andere in Fabriken bearbeitete Materialien, lassen sich wohl durch Maschinen behandeln. Allein, mit Menschen ist es ganz was anders. Diese leiden keine maschinenmäßige Einrichtung. Wenigstens sollten sie nicht als Maschinen durch

Ma-

Maschinen behandelt, sondern durch weise, wohlthätige Belehrungen für ihr eigenes Glück gewonnen, und ihnen zu diesem großen Ziel, die Bahn, soviel nur möglich, geebnet werden. Das kann nicht durch Maschinen, sondern durch Männer geschehen, die mit dem Wunsche der Wohlfahrt ihrer Mitbürger, hinreichende Kenntniß der Mittel und Wege verbinden, darauf sie dazu gelangen können. Solcher Leute können nie zu viele in einem Staat seyn. Traurig ist's im Gegentheil, wenn Civil- und Militärstellen aus Mangel fähiger und verdienter Männer, an Personen übergeben werden, in deren unaufgeräumtem Kopf und Herz, Unwissenheit und verkehrte Leidenschaften noch den Sitz haben. Der Regierungspräsident sey die Weisheit selbst, und der ihm beigegebene Rath bestehe aus den erfahrensten Gelehrten. Was ists, wenn die Werkzeuge, durch deren Hand ihre Anordnungen gehen, nicht genug geschliffen sind? Uebergebet das Heer dem tüchtigsten Feldherrn, und er habe keine Generale nebst andern Officiers, die seine Plane genau einsehen, die ihrer Pflicht eingedenk, kein Blut und Leben schonen, er wird sicher, woferne das Heer nicht ganz geschlagen wird, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Haus gehen.

Viel-

Vielleicht entschuldigt man in Wien diese Vorwürfe damit, daß ja dem Kriegsbedienten alle Bücher zur Erlernung der Kriegskunst, und wer sich Civildiensten wiedme, alle Schriften über Rechtshandlungen, unverwehret bleiben. Das mag wohl richtig seyn. Damit aber ist die Sache noch nicht gerathen. Kriegs- und Civilbeamte sollen ja nicht handwerksmäßig, sondern nach den Grundsätzen einer geläuterten Weltweisheit, die erst Licht in alle Lehren bringt, womit diese Personen ihren Verstand zu bereichern haben, das Nöthige erlernen. Wo ist's unwillkührlicher, Ideen schnell und richtig zu verbinden, als im Krieg? Wo gefährlicher zu irren, als bei Auslegung und Anwendung der Gesetze, darauf der menschlichen Wolfarth alles ankommt? Man wähle eine gesunde Weltweisheit in beeden Fällen zur Führerin, und es wird kein Anstoß erfolgen. Wir reden hier nicht von der in Schulen und akademischen Hörsälen vorgetragenen Weltweißheit, nicht von der Kunst, nach den Regeln der Vernunftlehre einen Schluß zu machen. Auf diese Art müßten alle sogenannte Studirte, Weltweise und aufgeklärte Köpfe seyn. Nur durch anhaltendes Lesen solcher Schriften, die uns mit den Gedanken geistvoller Männer bekannt, und ihre Einsichten

ten zu den unsrigen machen, bringen wir Kopf und Herz in die rechte Stellung — bringen wir es zu derienigen Brauchbarkeit, die von iedem nützlichen Glied des Staats sich fordern läßt. Hier nimmt der nach Vervollkommnung strebende Geist keine absolute Vorschrift an, was ihm zu lesen erlaubt oder verboten sei. Das erlaubte Buch thut seiner Erwartung gerade keine Genüge, er findet darinn nicht was er sucht, die Schreibart ist ihm zu dunkel, u. d. m. Hingegen findet er den Verfasser des Verbotenen weit gründlicher, seinen Vortrag angenehmer, die Erklärungen lichtvoller, die Beweise schärfer. Nun dieses ihm so theure Buch soll er nie zu Gesicht bekommen als durch Rezensionen, oder wenn ers besitzt, aus der Hand legen, warum? Es ist durch die Censur verboten. Vor langen Jahren erschien das bekannte Buch: Oestreich über alles, wenn es nur will. Der Verfasser gibt sich alle Mühe, darin zu zeigen, was die Regierung thun müsse, die Kaiserl. Oestreichschen Erbländer zu dem blühend- und mächtigsten Staat in Europa zu erheben. Wirklich hat er auch verschiedene Winke, die sich durch glücklichen Erfolg bewährten. Indessen scheint die Hauptstadt Wien die Hälfte des Titels dieser Schrift zum Motto genommen zu haben, nemlich,

lich, Oestreich über alles! Diese Meinung hat sich bei Hohen und Niedern so vest gesetzt, daß schon ein kleines Achselzucken Verdruß erregen, Widerspruch aber die bittersten Gegenwürfe veranlassen kann. Freilich wird keiner, dem die Europäische Staatsverfassung nur halb bekannt ist, in Zweifel ziehen, daß Oestreich sowol in Ausdehnung, als günstiger Lage und innern vortrefflichen Beschaffenheit seiner meisten Länder vor andern viel zum Voraus habe, daß es demnach seine Macht, wenigstens ieder, welche es auch seyn mag, an die Seite setzen könne, wol gemerkt, ehe die iezige Zeiten eintraten. In Schulen und von den Lehrstühlen der Universitäten, wurden diese Vorzüge Oestreichs weitläufig auseinander gesetzt. Daraus erzeugte sich aber mehr ein lächerlicher Stolz, als Lust und Geschicklichkeit, von ienen durch die Natur angebottenen Vortheilen weisen Gebrauch zu machen. Hiemit verband sich noch eine durchgängige Geringschätzung aller übrigen Nationen und Staaten, die nicht selten in den beleidigendsten Ausdrücken zu Tag gelegt wird. Der Verfasser hatte Gelegenheit mit Personen von Rang über dieses Kapitel ins Gespräche zu kommen. Wie erstaunte er über die schiefen Urtheile in Absicht der Stärke und

Schwä-

Schwäche der Europäischen Reiche, von denen immer das Ende heißt: Oestreich über alles! Welchen Nachtheil für Oestreich, dieser Mangel an guten statistischen Kenntnissen unter den Staatsgliedern, zur Folge habe, ist leicht begreiflich. Man hält es für Schande, ruhmwürdige fremde Beispiele nachzuahmen, man glaubt, es sey unnöthig, sich nach auswärtigen Mustern, die Kleider etwan ausgenommen, zu bilden, der einmal angenommene Geschmack behauptet sein Verjährungsrecht, das Reisen in fremde Länder, wird vom großen Haufen, als etwas ganz überflüßiges angesehen, und dem patriotischen Oestreicher genüget, seine Studien auf einer vaterländischen hohen Schule vollendet, oder als Professioniste, Ungarn und Böhmen gesehen zu haben. Dieses zusammen genommen, was wir von den Hindernissen der Kultur in Oestreich bisher erzählten, giebt sonnenklar zu erkennen, daß in diesem Staat, Männer von reifen Einsichten, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, gebildetem Herzen, weit seltner als anderswo, anzutreffen, und eben daraus manche widrige Fälle für Oestreich herzuleiten seyen. Die Hauptstadt ist überzeugt, daß es blos auf den Kais. Hof ankomme, heute von Baiern, morgen von Schlesien

sien

sien Besitz zu nehmen. Wer darüber stille schweigt, ist schon übel angesehen. Wollte sich aber jemand sogar zu widersprechen erkühnen, der hat Bürger und Polizey zu fürchten. Es sind Beyspiele genug, daß letztere durch ihre geheimen Kundschafter die ehrlichsten Leute auffangen, sie 3—4. Wochen in dem Kerker werfen, und dann, ohne daß jemand ihr Schicksal erfahren konnte, unter der unerwiesenen Anschuldigung verdächtigen Raisonnirens, aus der Stadt weisen ließ. Die Kais. Oestreichsche Monarchie, so ferne sie aus verschiedenen Reichen, deren jedes seine eigene Sprache und Verfassung hat, zusammengesetzt ist, stellt allerdings ein sehr künstliches Staatsgebäude dar, dessen Vesthaltung dem Regenten eine größere Bürde, als andere Reiche auflegt. Indessen wird bis diese Stunde von allen, welche den innern Zustand der Kais. Königl. Erblande kennen, als richtig angenommen, daß Oestreich zu seiner fortschreitenden Aufnahme, nichts als eine weise Staatsökonomie und ein friedliches System nöthig habe. Dahin gehört vorzüglich Ablegung einer zu Unruhen hinleitenden Vergrößerungssucht, dadurch benachbarte Staaten in steter Furcht gehalten, und Funken zu Kriegsflammen genährt werden. Die ohnlängst erschienene

Staats-

Staatsschrift: **Wer ist der angreifende Theil, Oestreich, oder Frankreich?** enthält so viel Wahrheit, daß man sichs nicht verwehren kann, die Schuld des neulich geendigten Continentalkrieges auf dieses letztere allein zu wälzen, in welcher Hinsicht das Haus Oestreich sich keine Vorwürfe zu machen hat. Allein, mußten denn bei dieser Gelegenheit, die so lange und oft wiederholten Versuche, **Baiern** mit **Oestreich** zu vereinigen, wiederholt werden? Sollten keine freundschaftlichen Annäherungen des **Wiener** und **Münchner** Hofes, seit dem letzten Luneviller Frieden, besonders seit dem zwischen **England** und **Frankreich** wieder ausgebrochenen Kriege möglich gewesen seyn? Welche Erinnerung sich auf der Hut zu halten, gab nicht die Besitznahme von **Hannover** den sämmtlichen deutschen Fürstenhäusern? Dort wird ein grosses Kurfürstenthum von der französischen Uebermacht an sich gerissen, freien Reichsstädten, mitten im Frieden, Brandschatzung abgedrungen, französische Kriegsvölker stöhren den ganzen Handel an der Elbe und Ostsee, und — — und dazu sitzt das Reichsoberhaupt mit seinen mächtigen Gliedern, stille. Das unglückliche, aber rechtmäsige Eigenthum eines im Krieg befangenen Königs, darf

sich

sich nicht des Schutzes getrösten, den Kaiser und Reich ihm schuldig sind. War es Napoleons gefürchtete Ueberlegenheit die das deutsche Schwert in der Scheide hielte? Nun, wie unendlich würde sich diese vergrößert haben, wenn die von ihm vorbereitete Landung vor sich gegangen und gelungen wäre? Laßt England zu Boden liegen, was ist gewisser als Frankreichs Universalmonarchie? Dann ists wahrlich zu spät Coalitionen zu stiften, wenn der unersättliche Eroberer, zur See eben die furchtbare Macht aufstellen kann, die er nun zu Lande, meist auf fremde Kosten unterhält? Weder Pitt, noch Englisches Geld, die von Tag zu Tag anwachsenden Gefahren, hätten das Wiener Cabinet schon eher aufwecken sollen, die engsten Verbindungen mit Rußland und allen angesehenen deutschen Höfen zu treffen, und bei diesen wichtigen Geschäften mit Beseitigung aller Spuren des mindesten Eigennutzes, nur das allgemeine Wohl zum Grunde zu legen. Zu Deutschlands tiefer Erniedrigung, ward hierin nichts zu Stande gebracht. Napoleon setzt in Italien die Königskrone ungestört auf, erweitert sein Reich daselbst, und verschafft sich einen neuen höchstbeträchtlichen Zuwachs von Macht. So war ein Arm in Süden, der andere in Norden

vest

vest gelehnt, und beede schlugen mit voller Faust an das Reich. Ein Faustschlag, der von Kehl bis Presburg Thore und Riegel zersprengte, und das Eigenthum bedauernswürdiger Unterthanen der Gewalt des französischen Heeres unterwarf. Die Stimme des winselnden Oestreichs verhallt nicht an der Bairischen Grenze, nein, durch hiesige Klagen verstärkt, läuft sie von Seufzern Schwabens begleitet, bis an den Rhein fort, der nun, leider Frankreichs Gränze zu seyn aufhörte. Wenn man in Baiern über die unerträglichsten französischen Quartierlasten die Hände ringt, glaubt der Soldat seinen bekümmerten Wirth dadurch zum Stillschweigen zu bringen, oder wol gar zu trösten, daß er ihn an die Verheerungen erinnert, welche, im Fall die Franzosen unglücklich gewesen, von Oestreichs Schaaren hier wären verübt worden. Das heißt Wunden mit Höllenstein verbinden. Wird die Sache aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, so hat Napoleon dem Hause Oestreich Baierns Eroberung verwehret, um dieses Land als einen französischen Erwerb, wie immer es seine Plane erfordern, gebrauchen zu können. Wo hinaus in diesem Gedränge. Zum Landesvater? Ach! Napoleon hat ihm den Arm zur Hülfe gelähmt. So

schwebt

schwebt dann ein grausenvolles Schicksal gleich unbarmherzig über Oestreichs, Baierns und Schwabens, vorhin geseegneten Einwohnern. Gewiß eine Erniedrigung Deutschlands, nie so gedacht, nie so tief für möglich gehalten. Weil wir oben die Gründe für gültig annahmen, wodurch der deutsche Kaiser zum Krieg mit Frankreich bestimmt worden, so könnte iemand daraus die Folge ziehen: Also hat Oestreich an dem Unglück von Süddeutschland keinen Theil. Soferne dabei nur auf den Krieg und dessen widrigen Ausgang Rücksicht genommen wird, allerdings keinen. Das Blat wendet sich aber, wenn Oestreichs Eintritt in Baiern, mit allen denselben begleitenden Umständen, in Anschlag kommt. Hätte Franz seine Kriegsvölker, wenn ia kein anderer Rath übrig war, durch Baiern ziehen, und hier die Ruhe des Landes, weder durch Requisitionen, noch durch das beschwerliche Papiergeld, stören lassen, so würde dem Kurfürsten zu Klagen, und dem Kaiser der Franzosen zum Vorwand eines vermüßigten Beistandes, nicht ein Schein übrig geblieben seyn. Bayerns Einwohner hatten sogar für Oestreich Vertrauen gewonnen, und, wäre das Glück den Waffen des letztern eben so günstig, als groß das Verlangen

nach

nach Baierns Besitz gewesen, hätte es sich alsdann mit ruhigen Unterthanen schmeicheln können. Doch, wir setzen diesen Fall, dem es noch sehr an Möglichkeit fehlte, bei Seite und richten den Blick auf eine Krone, deren Ertheilung der freigebigen Hand Napoleons, durch Oestreichs Absichten auf Baiern, so sehr erleichtert, ia erst an die Hand gegeben wurde. Kein Einmarsch der Kaiserlichen in Baiern, und noch wäre der Kurhut auf Maximilians Scheitel das ehrwürdigste Diadem. Dieser neuen Krone verdankt das unglückliche Baierland seine französischen Quartierbedrückungen, durch sie sieht es sich seinen Landesherrn entzogen, und von französischer Willkühr beherrscht. Tiefe Erniedrigung eines der mächtigsten deutschen Staaten, die unter dreien im Zusammenhang den Reihen führt; eines Staats, für Deutschlands wahres Interesse, wer weiß wie lange? vielleicht auf immer? verloren. Sieht der deutsche Patriot in dieser Lage seines Vaterlandes mit getrübtem Blick auf die erste aller Kronen, die nur einen Römischen Kaiser schmückte, so bemerkt er die wichtigsten Edelsteine darin entweder verdunkelt, oder ganz ausgefallen. Napoleon las diese auf, um sie in seine Kronen zu versetzen. Schon gelten französische

sische Machtsprüche im Reich mehr als Röm. Kaiserliche Dekrete. Schon wird das Schicksal deutscher Städte und Länder in Paris abgewogen. Schon darf Napoleon geben und nehmen, wie sein Genius ihm einflistert, und des Reichs Oberhaupt muß dabei das Aug verschließen. Was fühlst du, deutscher Mitbruder, bei dieser Ohnmacht deines Kaisers?

England.

Dieses ganze Neptunische Reich, dessen Seemacht seit Elisabeths Zeiten, zu einer ungeheuren Größe anwuchs, dessen Schätze unermeßlich, dessen Staatsschulden kaum zu berechnen sind, war mit dem benachbarten Frankreich seit Jahrhunderten in Fehde, seit Anfang des achtzehenden aber, fast in beständige Kriege verwickelte. In zwei wichtigen Erbfolge-Kriegen, dem spanischen, nach Karls II. und dem Oestreichschen, nach Kaiser Karls VI. Tode, war Grosbrittannien der treueste und wichtigste Bundesgenoße Oestreichs. Mehrmals würde die hochgespannte französische Macht dem Haus Oestreich gefährlich, und Karls pragmatische Sanktion vielleicht zertrümmert worden seyn, wenn nicht

nicht Englands kraftvolle Unterstützung, den Umsturz der Oestreichschen Monarchie verhütet hätte. In dem kritischen Zeitpunkt der Annäherung des siebenjährigen Krieges, unterhandelte der nachmalige Staatskanzler in Wien, Fürst von Kauniz, das von einsichtsvollen Statistikern widernatürlich genannte Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich. Ebenderselbe war auch der Stifter von Ludwigs XVI. Verbindung mit der K. K. Prinzessin Antonia. Sonderbar ist es, daß der Wiener und Versailler Hof, bei dem am 1. Mai 1756. geschloßenen Schutz- und Trutzbündniß, aus ganz verschiedenen Absichten ausgiengen. Dem ersteren lag Preußens Erniedrigung und der Besitz von Schlesien am Herzen. Dem andern war es um das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, oder Hannover, zu thun, um durch dessen Besitznahme dem König von England, als Herrn dieses ansehnlichen Landes, ienes Gewicht fühlbar zu machen, das die französische Seemacht, nach der Eroberung von Minorka, gegen Englands Flotten nicht mehr gewinnen konnte. Nebenbei hatte die Kais. Königin, Maria Theresia, wenigstens den Vortheil, daß der König von Preußen einen Theil seiner Krieges-

gesschaaren an seinen mütterlichen Oheim und Bundesgenossen, den König von England, als Kurfürsten von Hannover, überlassen, und daher gegen Oestreich mit einer mindern Macht auftretten mußte. Wenn das Wiener Kabinet Preußens völligen Untergang beschlossen hatte, woran es nicht an überzeugenden Urkunden fehlt, so wars in iener Periode sehr leicht, Frankreichs Beistand zur Ausführung dieses großen Plans länger zu erhalten, als es wol die Staatsklugheit dem Hof von Versailles anrathen sollen. Weil die Englisch-Preußische Verbindung, dadurch der Aufenthalt eines französischen Heeres in Hannover abgewehret werden sollte, nicht zu trennen, dann eine Königlich Polnische Prinzessin, an den Dauphin, Vater des unglücklichen Ludwig XVI. vermählet war, welche knieend vor ihrem Schwiegervater, Ludwig XV. weder Flehen noch Thränen schonte, ihn zur Rache gegen den König von Preußen, der in Sachsen einfiel und dieses Kurfürstenthum in Beschlag genommen hatte, gleich anfangs des siebeniährigen Krieges, zu bewegen; so bot Frankreich alle Kräfte zu dessen nachdrücklicher Fortsetzung auf. Auch fand der Kais. Königliche Hof, in der Zukunft noch

ganz

ganz andere Mittel, dem König in Frankreich die Fortsetzung des Kampfs mit Friedrich und seinem Bundsfreunde in England, annehmlich zu machen, daher Deutschland sechs Jahre hindurch die mächtigsten französischen Heere, zum Ruin der schönsten Provinzen, auf seinem Boden trug. Der Preußische Einfall in Sachsen wurde allenthalben als ein Vorgang geschildert, der alle Friedensverträge, die Reichsverfassung, ja das ganze Natur- und Völkerrecht über den Haufen werfe, und man übergieng bei diesen übertriebenen Schilderungen, entweder mit tieffstem Stillschweigen die Beweggründe zum Einmarsch der Preußen in die Kursächsischen Lande, oder bedeckte sie mit einem, manches Auge blendenden Schleier. Zu dem französischen Eintritt in Hannover schwieg man in Wien und an den meisten deutschen Fürstenhöfen, ganz stille, ia man übernahm sogar die Vertheidigung der französischen Gewaltthätigkeiten in den Staaten und Ländern einiger deutschen Fürsten, mit einer Partheilichkeit, die sich weder der Unwahrheit, noch des Undanks schämte. Noch 1743. wohnte König Georg II. von England, der Schlacht bei Dettingen bei, deren glücklichen Ausgang seine Gegenwart nicht wenig beförderte. So

setzte

setzte dieser Monarch sein eignes Leben der größten Gefahr aus, und gab Marien Theresien dadurch den unwidersprechlichsten Beweis, wie sehr er ihre Sache zu seiner eigenen mache. Dabei blieb es noch nicht. England setzte zu Gunsten Oestreichs, den Krieg bis zum Aachner Frieden, mit Nachdruck fort, und die Kaiserin Königin erhielt, den an Preußen abgetrettenen Theil von Schlesien ausgenommen, alle von Karl VI. hinterlassene Erblande in ruhigem Besitz. Wenige Jahre hatten das Andenken an Englands wichtige Verdienste um Oestreichs Erhaltung verwischt, und zum Zeichen, wie gering man den Werth der vormaligen Freundschaft desselben in Wien anschlage, rief der K. K. Hof selbst, den Erbfeind Grosbrittaniens und des deutschen Reichs, in Georgs II. deutsche Erbstaaten; allein wie der Ausgang ienes Kriegs lehrte, zu eigenem empfindlichsten Nachtheile. Unendliche Kriegslasten, in iener Zeit von der Krone Frankreich auf deutsche Länder gewälzt, konnten doch nicht hindern, daß die französischen Finanzen sehr mitgenommen, und die Staatsschuld mit einigen Hundert Millionen vergrössert wurde. Eben dieses war auch in England der Fall, nur mit dem Unterschied, daß durch den Frieden

von

von Paris, Brittanniens Aufopferungen an Gut und Blut, die reicheste Vergütung erhielten. Die Englische Seemacht, am Ende des Krieges noch im blühendsten Stande, wurde von Jahr zu Jahr den Franzosen ein stärkerer Dorn in dem Auge. Der brittische Handel erschien in allen Weltgegenden als der erste, und einträglichste. Da die französische und spanische Marine im Jahre 1763. fast ganz vernichtet gewesen, konnten die Engländer gegen Ost- und Westindiens Reichthümer, ihre Fabrikate und Manufakturwaaren, mit unsäglichem Nutzen vertauschen. Ihre Kolonieen in Nordamerika stiegen zu einem hohen Grade der Kultur empor. Ganz Kanada war in ihrem Besitz. Die Küste von Florida bis über die Hudsonsbai, huldigte Brittanniens Zepter. Solche glückliche Umstände vermehrten Frankreichs lange schon rege Eifersucht, und man erwartete hier mit Ungedult einen Zeitpunkt, da sich Gelegenheit zur Erniedrigung Englands, anböte. Dieser Zeitpunkt erschien, als die Englischen Kolonieen in Nordamerika, dem Mutterlande den Gehorsam auffagten. Einige Jahre ließ es der französische Hof bei blossen Begünstigungen und geheimer Unterstützung der Kolonieen bewenden. Da aber diese unter

dem

dem General Washingthon nicht ohne Glück gegen die Englischen Waffen gefochten hatten, brach er endlich los, errichtete mit den aufgestandenen Kolonieen ein förmliches Bündniß, in welches auch Spanien gezogen wurde, und half den vereinigten nordamerikanischen Staaten zur Unabhängigkeit von Grosbrittanien. Dieses konnte den erlittenen Verlust nicht gleichgültig ansehen. Doch wehte noch die Brittische Flagge auf allen Meeren, und die Englische Flotte war auch nach dem Kolonieen Krieg in dem fürtrefflichsten Stande. Vier Jahre genoßen die Staaten von Nordamerika ihrer, durch Frankreichs Hülfe errungenen Freiheit, als die Franzosen selbst darnach zu gelüsten den Anfang machten. Nicht Englische Anstiftungen oder verheißener Beistand, hatten diese Freiheitssucht erzeugt und genährt. Der Londner Hof, weit entfernt, die Unruhen in Frankreich durch angesponnene Intriguen zu vermehren, oder die hier entstandene Verwirrung sich zu Nutze zu machen, welches die Franzosen im Gegentheil, nie unterlassen hätten, hielt sich in tiefster Stille, woraus er noch nicht gebracht wurde, als Frankreich schon die königliche Gewalt zernichtete, sich für eine freie Republik erklärte, und die gefährlichsten

lichsten Grundsätze zum Umsturz aller Königs- und Fürstenthrone, in die Welt ausgehen ließ. Wem ist nicht aus der französischen Revolutionsgeschichte bekannt, daß die Repräsentanten dieser Nation den koalisierten Mächten die Mordfackel fast aufgedrungen haben? England wurde gleichfalls herausgefordert. Es mußte also einen Kampf bestehen, dem das Kabinet von St. James, schon wegen der Kurwürde von Hannover, nicht ausweichen konnte. Der Krieg erforderte gewaltige Summen, da England denselben zu Wasser und zu Lande führte. Nachdem aber Preußen, Spanien, das bezwungene Holland und Oestreich, eines nach dem andern vom Kampfplatz abtraten, hielt England einige Zeit die Kriegslast allein aus. Der damalige General Bonaparte lief 1798. mit einer großen Macht aus Toulon. Seine Fahrt war nach Egypten gerichtet, bei welcher derselbe im Vorbeigehen einen von innen schon vorbereiteten Streich auf Maltha ausführte, und diese Insel in Besitz nahm. Eigentlich ging die Absicht des französischen Befehlshabers auf Eroberung der Englischen Niederlassungen in Ostindien. Ein ungeheurer, doch zur Ausführung, nach damaligen Umständen, nicht ganz verwerflicher Plan. Bonaparte konnte mit seinen vierzigtausend

Mann

Mann mittelst des arabischen Meerbusens leichter und früher in den Ostindischen Gewässern erscheinen, als die Engländer eine ihm gewachsene Macht nach Bengalen bringen. Diese mußten demnach die französische Flotte noch auf dem mittelländischen Meer aufsuchen, und alles anwenden, sie zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen. Admiral Nelson bekam den Auftrag zu diesem wichtigen Unternehmen. Er gieng mit 13. Linienschiffen, 2. Fregatten und einer Corvette unter Seegel. Die Franzoßen hatten indessen in Egypten glücklich gelandet, und ihre Flotte in der Bay von Abukir eine solche Stellung nehmen lassen, daß sie gegen jeden Angriff durch die stärcksten Strandbatterien gesichert, und zwischen zwei Sandbänken, von einer großen Anzahl Kanonierschaluppen gedeckt lag. Der ebenso erfahrene als muthvolle Nelson, ließ sich die Gefahren eines Angriffs nicht abschrecken. Sein Schiff war das erste im Angesicht des Feindes, litte daher mehr als die andern, und er selbst ward am Kopf gefährlich verwundet. Das Treffen endigte sich mit Vernichtung der ganzen französischen Flotte. Ein Zufall, der dem General Bonaparte zugleich den Anschlag auf das Englische Ostindien verrückte, oder wenigstens so erschwerte,

schwerte, daß er, um ihn auszuführen, unendliche Schwierigkeiten hätte bekämpfen müssen. Nun setzte er sich in Egypten fest, und bemächtigte sich damit eines Eigenthums der Ottomannischen Pforte, die bisher mit Frankreich im Frieden gelebt hatte. Bonaparte sparte weder List noch Kunst, sich in Egypten Anhang zu verschaffen. Den Grosherrn aber und seinen Divan in Constantinopel, suchte er zu überreden, daß seine Ankunft in diesem Theil des türkischen Reiches, nichts weniger als feindliche Absichten zum Grund habe. Man beurtheilte ihn jedoch nicht aus seinen Worten, sondern aus der That. Die Türken giengen, mit Englischen Truppen vereinigt, den Franzosen in Egypten zu Leibe, die endlich sich ergeben mußten, nachdem von vierzigtausenden nur ein unbedeutender Ueberrest noch vorhanden; Bonaparte mit äußerstem Verdruß nach Europa zurückgekehrt; Maltha aber bereits von den Britten erobert war. Der Friede von Amiens, machte dem Kriege zwischen England und Frankreich ein Ende. Wirklich hat ersteres sehr große Mäßigung dabey bewiesen, und von allen Eroberungen nichts als Ceylon in Ost- und die Insel Trinitad in Westindien behalten. Zugleich versprach es Maltha zu räumen.

räumen. Es stund jedoch nicht lange an, so zeigte sich aus deutlichen Gründen, daß dem Haupt der französischen Consularregierung, noch immer an Egypten und Maltha sehr viel gelegen sey, daß beede den neuen Entwürfen eines Bonaparte nicht entgehen würden. Ueberdies fuhr dieser fort, gegen den klaren Buchstaben des Friedenstraktats, in der Schweiz und Holland den Meister zu spielen, dem König von Sardinien die Schadloshaltung zu versagen, in Italien nach Willkühr Veränderungen zu treffen und zu einer Menge anderer Klagen, besonders durch Sendung des Obersten Sebastiani in die Türkey, Anlaß zu geben. England hatte alle gemachte Eroberungen, bis auf Maltha, dem Frieden gemäß, geräumt. Frankreich bestund darauf, daß die Engländer auch diesen Felsen verlassen sollten, ohne die Ursachen, warum es nicht geschah, zu heben. Man kam darüber zu Erörterungen, die aber sämmtlich fruchtlos blieben. Alle Schritte des Oberkonsuls gaben zu erkennen, daß er nichts weniger als einen dauerhaften Frieden mit England wünsche. Schon glänzte an seinem Pole das Gestirn des Cäsars. Diesen neuen Stern wollte vielleicht mancher, der bei der Armee diente, nicht auf-

aufgehen sehen. Hier rieth die Klugheit, so lange der Kaiser noch im Entstehen war, Entfernung an. Dazu erbot sich die schicklichste Gelegenheit in der Kriegserklärung wider England. Diese rechtfertigte die Besetzung der Küste bei Boulogne in den Augen des Volks. Keine Woche vergieng, da man nicht das große Landungswunderwerk als nahe, oder schon vollendet, damit aber das goldne Zeitalter in Frankreich hergestellt, auf allen Gassen in Paris, ia in allen Winkeln der ganzen Republik hochpreisen hörte. Und was ließ sich von einem Napoleon anders erwarten, dessen von Egypten her bekannter Religionseifer, für das Seelenheil der Christglaubigen bereits die rühmlichste Sorge getragen und sie wieder mit Tempeln und Priestern versehen hatte? Wie konnte so ein gewissenhafter Regent sich das Vergnügen versagen, jene, die er in das Reich Gottes geführt, auch in den Ueberfluß irrdischer Güter zu setzen. Freilich ist, um dieses letztere zu bewerkstelligen, eine gewiße Selbstverleugnung nöthig, daß man nemlich kein sonderliches Bedenken trage, anderer Nationen rechtmäßige Habe, sei's durch welche Mittel es wolle an sich zu bringen. Lehrte ja wohl einst eine ansehnliche Gesellschaft geistlicher

cher Väter, man dürfe böses thun, wann nur etwas Gutes daraus erfolge. Desto weniger Gewissensbeschwerde für Napoleon, wenn er seine Heere in alle Länder aussendet, sich fremden Eigenthums zu versichern, damit es als gerechtes Gut in Frankreich verpflanzet, reiche Früchte tragen, und den Geseegneten des Herrn in diesem Lande wohl bekommen möge. Die großmüthige Sorgfalt des französischen Monarchen schließt jedoch andere Völker nicht ganz aus. Er bekriegt England, den stolzen Britten den Hochmuth zu legen, und sie mit ihrem bittersten Schaden zu belehren, wie gefährlich es sei, den Augapfel des Glückes anzutasten. Durch seinen Arm soll die Freiheit der Meere, (mit Vorbehalt des Näherrechts, versteht sich doch?) hergestellt werden. Und wie sticht nicht auch darin Napoleons Weisheit hervor, daß er die Lust zur Seefahrt, bei viel tausenden, die sonst dem Wasser, weil es keine Balken hat, nicht würden getraut haben, zu erwecken sucht, oder vielmehr nothwendig macht? Länder, worinn seine Kohorten eine Zeitlang sich aufhielten, werden in Stand gesetzt, unzähliger Hände zu entbehren, denn hier ist kein Verdienst mehr für sie. Hinaus also mit diesem Ueberfluß auf das große Weltmeer.

Dort

Dort können sie für Frankreichs Schiffarth gebraucht, oder in den Kolonieen als Sclaven wohl versorgt werden. Ist das seeräuberische England einmahl in Napoleons Gewalt, o dann jauchzet alle Völker der fünf Welttheile, denn ihr habt die Meeresfreiheit. Dem Beglücker der Menschheit zu Ehren, dichtet Gesänge und Loblieder, ihr alle aus der Zunft der Poeten und Reimenschmiede! Preiswürdig ist schon der Vorsatz an sich, daß man die Meeresfreiheit erkämpfen will. Wie sehr verdient nicht erst seine Ausführung erhoben zu werden? Da wird dem Engländer sein Rum und Punsch theuer zu stehen kommen, wenn er ihn von seinem neuen Herrn in Frankreich sich muß zumessen lassen. Und wir Deutsche können, wenn erst Bonaparte für sich und sein Volk des Englischen Wohllebens genug hat, auch noch an den Ueberbleibseln Theil nehmen, die Franzosen sind ja unsere Nachbarn und Verbündete. Laßt aber die Eroberer der Meeresfreiheit mit Vertheilung der Englischen Reichthümer und Leckerbissen noch so sparsam seyn, so hat mich doch gestern meine Großmutter darüber zu beruhigen gesucht, denn, sagte sie, liebes Kind, nun kommen die Zeiten gewißlich, von denen die Sibyllen geweissagt haben,

ben, ich verstehe kein Latein, doch erinnere ich mich noch, daß mein Bruder mir immer vorplempelte: Iam nova progenies .. und das soll heißen: Ein neues Geschlecht kommt vom Himmel hernieder. Weil mehrere Himmel sind, wollt ich gern wissen, aus welchem? Hm! gab er zur Antwort: Aus dem Lufthimmel, wo die Adler und andere Raubvögel über den Wolken schweben. Dem sey wie ihm wolle, mir ist im Traum vorgekommen, der neue Französische Kaiser und seine Familie sei, wie der Blitz aus den Wolken herunter gefahren, darauf fiengs an, Zucker und Caffee zu regnen. Siehst du, das sind die Zeiten des Saturns, der bey seines Sohnes, Jupiters Vermählung mit der schönen Semele, alle anwesenden Gäste mit dem besten Caffee und Punsch bewirthete, denn damals waren solche Sachen spottwohlfeil. Jetzt, denke ich, wird es wieder so werden. Der Kaiser Napoleon will alle Zucker- und Caffefässer aus England holen, da hoffe ich also, wird das Pfund, wie vor siebenzig Jahren, auf fünf Groschen zu stehen kommen. Wenn das ist, so darf ich mich doch, vor meinem seeligen Ende nochmals satt Caffee trinken, und habe alsdann keine Erdmandel, oder Cichorien, die einem den Geschmack verderben,

ben, weiter nöthig. Meine Grosmutter kanns getroffen haben. — Bonaparte ist ein ganz neues Geschlecht. Viele Adler führt er im Wappen, er kann also mit ihnen im Lufthimmel herumgeflogen seyn. Bringt ers nun dahin, daß es Zucker und Caffee so viel gibt, als wenns geregnet hätte, so sind Saturns Zeiten wieder da, und die Weissagung der Sibyllen ist erfüllt. Wie's aber den Zweiflern geht, daß ihnen bald da, bald dort, Schwierigkeiten aufstoßen, so giengs auch mir mit der Hoffnung sibyllinischer Zeiten. Ja, dacht' ich, man ließt in der Geschichte Englands, daß sich vor Alters sehr viel Wölfe darin aufhielten, deren man aber iezt nicht Einen mehr sehe, so genau war man ihnen auf der Spuhr. Wird man nicht den Wölfen die von außen dort eindringen wollen, sich aus allen Kräften widersetzen, und ihnen, ehe sie noch ans Land kommen, den Garaus machen, oder sobald sie darauf sind, ihre Vertilgung beschleunigen? Daß jezo Menschen an die Stelle der vormaligen Wölfe tretten, thut nichts zur Sache. Wer absichtlich kommt, an mir seine Raubgier zu sättigen, darf sich des stärksten Widerstandes versichert halten, und ehe er noch seinen Raub in Sicherheit siehet, den Untergang erwarten. Man wende dieses auf

die

die dermalige Lage zwischen Frankreich und England an, und vergleiche noch die Schrift: Gefahren der Landung in England. Jetzt, da der Römisch Kaiserl. Adler mehrere Schwingfedern verlor, der Rußische sich auf sein Felsennest zurückgezogen, der Preußische wie auf der Brut sitzen bleibt, ietzt sollte man freilich denken, wärs den französischen Adlern weniger gefährlich, den Flug über den Canal nach England zu wagen, weil iene weder die Beute mit diesen theilen, noch sie daran hindern zu wollen scheinen. Vielleicht halten sie sich ruhig, weil ihnen die Freiheit der Meere versprochen ist? Wer wäre dazu leichtglaubig genug? Wien, Berlin, Petersburg, müßten nie den Gesang der Lockvögel gehört haben, um Napoleons Sirenenstimme sich einschläfern zu lassen, oder von seiner Großmuth mehr, als von England zu erwarten. Napoleon weiß auch gar wol, daß er sich vom Vertrauen aller Europäischen Höfe, ein paar ausgenommen, wenig zu versprechen habe. Deswegen sucht er sie theils durch Heirathen, theils durch eingeräumte Vortheile an sich zu ziehen, oder ihr Interesse mit dem Englischen, wie z. B. bei Preußen, in Widerspruch zu setzen. Das sind die Kunstgriffe des schlauen

Imperators, durch welche er sich, wenns ja zur Landung kommen sollte, den Rücken zu decken vermeint. Durch alles dieses hat er aber den Mächten, die er am meisten zu fürchten hat, noch keine Gewährschaft für ihre künftige Sicherheit, oder gar für unausbleibliche Vortheile, im Fall er England besiegen würde, geleistet. Auch bleibt es eine ewige Unmöglichkeit diese Gewähr leisten zu können. Napoleon sei eben so mächtig zur See, als auf dem Lande, wer wird diesem Koloß nur einen Nagel an der Zehe verstümmeln? Behandelt er doch iezt schon die größten Mächte, wie einst Alexander einen ihm vorgestellten Korsaren. Oestreich bringt z. B. Lindau gegen gewisse Böhmische Herrschaften an sich, Napoleon nimmt seiner Seits ganze Länder, z. E. Genua, Lukka, u. s. w. ohne eine Spanne Erdboden dran zu setzen. Jenem wirft er gefährliche Vergrösserung in seiner erlassenen Kriegserklärung vor. Ihm soll es für ein Zeichen des preiswürdigsten Karakters gelten, wenn er freie Republiken zum Schemel seiner Füße legt. Vor den Augen der ganzen Welt erröthet er nicht, zu erklären: Er suche keinen Schuh breit Vergrösserung auf dem vesten Lande. Nun, so frage ich, in welchem andern Welttheil

theil Venedig, Dalmatien u. a. m. liegen, in deren Besitz er durch den letztern Feldzug gelangte. — Daß England seine Ost- und Westindischen Produkte, wegen des unermeßlichen Aufwandes im noch andauernden Kriege, zu höheren Preißen verkauft, empfinden freilich viele Staaten mit Schmerzen. Laßt uns annehmen, diese Waaren seien in französischen Händen, und unter ähnlichen Kriegsverhältnissen, werden sich auswärtige Länder eben so gewaltiger Summen in baaren, klingenden Hülfsgeldern zu erfreuen haben, wie sie Großbrittanien an seine Alliirte auszahlen ließ? Als noch alle Moden und Kleidertrachten unter Frankreichs Gebiet standen, zogen die französischen Fabriken unermeßliche Summen aus allen Reichen Europens, vornemlich aus Deutschland? Was bekamen sie sämmtlich davon zurück? Nicht einen Pfenning. Alles, was höchstens Deutschland zurück erhielt, beschränkte sich auf das nach Strasburg und Paris ausgegangene Mastvieh, welche Einnahme sich zur Ausgabe wie 1. zu 80. verhielt. Wäre die Unentbehrlichkeit des Fleisches nicht so groß, daß man diesen Artickel zu den ersten menschlichen Bedürfnissen rechnen muß, und hienge die Zahlung der dafür nach Deutsch-

land

land übergehenden Gelder von der französischen Regierung ab, wie unendlich oft würde die Zahlung stocken, besonders, wo nur der mindeste Scheintitel zu ihrer Verweigerung sich auftreiben ließe? Im siebenjährigen Kriege bekam ein gewisser Reichskreis für Lieferungen an die französische Armee, die Summe von drei und zwanzig Millionen aktiv zu verrechnen. Nach hergestelltem Frieden meldete sich dieser Kreis und bat um Erledigung gedachter Forderung. Die Antwort fiel dahin aus: Man wundere sich, daß diese Summe in Paris, und nicht in Wien gesucht werde, indem die Krone Frankreich nicht für sich, sondern für die Kaiserin Königin Krieg geführt habe. Welche Sprache! Die Franzosen gingen damals nach Hessen und Hannover für die Sache Marien Theresiens. Napoleons heutige Kaiserliche Regierung betritt in diesem Punkt die Fußtapfen der vorigen Königlichen aufs genaueste? Was ist der Gerechtigkeit gemäßer, als daß die französischen Kriegsvölker nicht auf Kosten der armen Unterthanen eines alliirten Fürsten, sondern gegen baare Bezahlung für Mann und Pferd, unterhalten werden? Nein, sagt das französische Völkerrecht: das Land meines Bundsgenossen muß

sie

sie ernähren. Wenn der Freund diese Sprache führt, woran erkennt man den Feind? Nun noch einen Blick auf England. Als die Franzosen letztens Wien besetzt hielten, entblödete sich Napoleon nicht, dem Kaiser Franz die unanständigsten Invektiven gegen das Ministerium und den Staat von England in den Mund zu legen, und diese in öffentlichen Blättern bekannt zu machen. Der Englische Handlungsgeist, heißt es darin, ist das Verderben der Welt. Das ist ohngefehr der Sinn der dem Kaiser Franz angeschuldigten Rede. Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel der in öffentlichen Zeitungen von Frankreichs Herrscher erzählten Unterredung mit den bei Ulm gefangenen Oestreichschen Generalen, worin unter andern auch diese Erklärung vorkommt: Ich brauche kein Land, nur Schiffe. Die Meinung Napoleons kann doch nicht blos von Kriegsschiffen zu verstehen seyn, sonst hätte er mehr Schwäche, denn Stärke des Geistes verrathen. Folglich sprach er von Kauffahrtheischiffen, dadurch sich in Frankreich der verfallene Handel wieder beleben sollte. Also ist entweder ein kaufmännischer Genius damals an Napoleons Seite gestanden, als er von diesem Bedürfniß seines

Volkes

Volkes etwas erwähnte, oder er wußte selbst nicht was er haben wollte. Napoleon ist völlig überzeugt, daß ein Staat nur durch ausgebreiteten Handel glücklich und seinen Nachbarn furchtbar sei. Die Englische Regierung hat allenfalls zehen, oder mehrere Millionen Pfund Sterling nöthig; Ihr wird deswegen nicht bange; Sie tritt mit einigen Häusern zu London in Unterhandlung; und die Summe ist unterschrieben. Das ist der Dorn im Auge des französischen Xerxes. Im gebrichts nur noch an dem Metall, wodurch England, auf allen Straßen des Ozeans, seine Flotten in Bewegung setzt. Kann er dieses den Engländern aus der Faust winden, so bekommen wir eben so viel Kriegsschiffe in den französischen Häfen zu sehen, als die Perser einst Galeeren gegen Griechenland auslaufen ließen, nemlich zwölfhundert an der Zahl. Dadurch würde ein großer Theil der Wünsche Napoleons erfüllt, aber noch nicht allen die Krone aufgesetzt. Ein Heer von siebenmal hunderttausend zu Lande, und eine Seemacht von zwölfhundert Kriegsschiffen unthätig zu sehen, wäre einem Eroberer, dem diese Welt noch zu enge zu seyn scheint, die unerträglichste Quaal? Was bleibt ihm zur Beruhigung übrig, als seine

Ober-

Oberherrschaft in allen Welttheilen geltend zu machen, und unter den Königen, die er seinem Zepter unterwarf, eine Einrichtung, wie vormals die Römischen Kaiser mit ihren Hofämtern zu treffen, sie in Klassen zu ordnen, und zu gewissen Zeiten an sein Hoflager zu berufen. Jetzt wären wir da, wohin das Lieblingssprüchwort blinder Anbeter Napoleons das Ziel steckt, welche beim Aufstehen und Schlafengehen zum Seegen über sich sprechen: Ein Gott und Ein Napoleon! Die Arbeit, welche auf diesen Blättern geliefert wird, macht an sich keine Ansprüche auf Beifall, am wenigsten bei denienigen deutschen Schriftstellern, die in unsern Zeiten den Himmel voll Sterne, oder gar die glänzendsten Sonnen über Deutschlands Horizont ihre Strahlen verbreiten sehen, wie etwan der Verfasser der Schrift: Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs, oder Herr Professor Butte zu Landshut, in der Ankündigung seiner bairischen Annalen. Doch glaubt der Verfasser es seiner Ueberzeugung schuldig zu seyn, den Unbefangenen unter seinen deutschen Brüdern frei zu bekennen, daß unser Vaterland von Englands Demüthigung durch die französischen Waffen, (die jedoch so nahe nicht seyn dürfte),

te,) nichts als das härteste Joch, davon Deutschlands dermalige Erniedrigung zum Vorspiel gelten könnte, zu gewarten habe. Wer noch mehr Beweise, als in dieser Abhandlung schon vorkamen, darüber verlangt, kann sich aus dem Betragen des französischen Kaisers gegen die Holländer, diese seine treuergebenen Freunde und Bundsgenossen, Ueberzeugung verschaffen. Vor kaum zwanzig Jahren ging Kaiser Joseph mit dem Gedanken um, seiner Stadt Antwerpen ihren Glanz, den sie durch das Aufkommen Amsterdams, vor einigen Hundert Jahren verlor, wieder zu geben. Die Holländer merkten gar bald, was für ein Schicksal ihrer Hauptstadt und gesammten Handlung bevorstehe, wenn der Hafen von Antwerpen gereinigt und die Schiffahrt auf der Schelde eröffnet würde. Sie setzten sich daher lieber dem gerüsteten Kaiser zur Gegenwehr, als daß sie durch zaghafte Nachgiebigkeit ihren Wolstand einem andern Handelsplatz überlassen hätten. Der mit Oestreich getroffene Vergleich kostete sie zwar dreizehen Millionen, als Schadloshaltung für die Kais. Kriegsrüstung. Doch, zum Glück war diese Summe schon bezahlt: Die Holländer durften nur abrechnen. Thun wir aber der Sache zu viel, wenn

wir

wir daraus folgende Schlüsse ziehen, und schlechterdings behaupten „daß Napoleon die Frei„heit der Meere blos zur Maske seiner Entwür„fe gebrauche; daß er England nur aus Pri„vatinteresse zu bekämpfen, alle Kräften anstren„ge; daß er Brittaniens sogenannten Allein„handel nur hasse, so lang er nicht in französi„schen Händen ist; daß er die Wolfart anderer „Nazionen nur im Munde, aber nicht im Her„zen habe; daß er vielmehr an dem Umsturz „derselben aus vollen Kräften arbeite; daß er „mit der dürftigsten Armuth der seinem Zepter „nicht unterworfenen Menschheit, sein Spiel trei„be, und Frankreich zur allgemeinen Schatz„kammer der Welt zu machen suche; daß er die „größten, lästigsten Aufopferungen seiner Verbün„deten für Schuldigkeit halte; daß er, ohne alle „Rücksicht auf die übrige Welt, sich und das „französische Volk, zum ersten und letzten Zweck „habe; daß dem Deutschen und allen übrigen „Europäern, jeder Blick auf seinen Thron, Ge„fahrahndend zurückkomme.“ Daß — — —

Doch wir wollen's einstweilen bei diesen Schlüssen bewenden lassen. Vielleicht werden sie bald durch leidige Erfahrungen in noch helleres Licht gesetzt, dann können wir den Leser mit unsern Ideen über

über Deutschlands Lage weiter unterhalten, und von ihm hören, ob wir von der Erniedrigung unsers Vaterlandes zu viel, oder zu wenig gesagt haben. In der Schrift: Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs findet sich ein Schema von einer neuen Ordnung der Dinge, worin der dritte Paragraph also lautet: „Kein souveräner Regent eines ausländischen, durch eine herrschende fremde Nationalsprache von Deutschland losgerissenen Staates, soll unmittelbares Land im bisherigen deutschen Reiche besitzen können. Wer siehts dieser Stelle nicht an, daß sie bei einer Bouteille Champagner, oder gar unter französischer Inspiration, in die Feder geflossen sey. Der Verfasser will damit die Engländer aus Hannover verweisen, denen bereits von Frankreich und Preußen der Bannbrief aus dem Stammhause und eigentlichen Vaterlande des Königlich Grosbrittanischen Hauses, geschrieben worden. Doch, nicht dem König Georg III. allein, sondern auch den Königen von Dänemark, von Schweden, von Preußen, von Ungarn, diktiert dieser Paragraph den Abschied. Dismal bleiben wir nur beim König von England stehen, den die französische Staatskunst unter Beitritt einer der

zween

zween ersten deutschen Mächte, der Erbfürstenthümer seiner Väter, mitten im Krieg mit Grosbrittanien, verlustig, erklärt. Ob man diesen Vorgang zu Deutschlands tiefer Erniedrigung rechnen müsse? Wir antworten: Freilich! und zwar zu einer sehr tiefen. So lange Georg III. nicht in der Eigenschaft des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, mit Frankreich Krieg führte, so lange mußten dessen deutsche Staaten, wenigstens nicht in die Theilungsmasse geworfen werden, deren Besitz nur der künftige Friede zwischen den streitenden Parteien entscheidet. War schon die französische Besitznahme der Hannoverschen Lande eine Gefährde für das Reich, so ist die ietzige Losreißung derselben aus den Händen des gesetz- und rechtmäßigen Fürsten, „schreckliche Folge der Schlacht „von Austerlitz, Wirkung der ungebundensten „Gewalt in Deutschland, Umsturz der ganzen „Reichsverfassung, willkürliche Vertheilung nach „dem französischen Privatinteresse, trauriges „Zeugnis eines an Haupt und Gliedern ge„schwächten Körpers, unleugbarer Beweiß, daß „Napoleon den deutschen Kaiser mit sei„nen hohen und niedern Ständen, für blinde „Nullen halte." Man will dann, wie es

scheint,

scheint, für ausgemacht annehmen, daß England im Kampfe mit seinem Gegner gewiß unterliegen, und den Krieg nicht so lang fortsetzen werde, daß auch der Feind über der langen Fehde ermüdet, endlich zum Frieden die Hand bieten muß. Ein Fall, nicht aus dem Reich der Unmöglichkeit erträumt, und der so lang eintretten kann, als die Englischen Seehelden, die mit Nelson lange noch nicht alle ausgestorben sind, das Glück auf dem Meere beschwören können. Wie? wenn Großbrittanien einer französischen Landungsflotte den Untergang im Ozean bereitete, und diese mit Feuer zu vertilgen Gelegenheit fände, wodurch sich die französischen Saiten bald herabstimmen müßten? Würde Napoleon, gegen andere Vortheile, dem König von England nicht herzlich gerne zum Besitz Hannovers behülflich seyn? Dagegen würde Preußen zwar seine ganze Macht aufbieten, alleine, wahrscheinlich sich zum Verderben, weil Oestreich den Rücktritt des Königs von England in die Regierung und den Besitz von Hannover, aus allen Kräften unterstützen, und in diesem Punkt, mit Frankreich gemeinschaftlich zu Werk gehen würde. Lassen sich gleich diese und ähnliche Muthmassungen mit nichts verbürgen, so

führen

führen sie doch keinen innern Widerspruch bei sich, und das ist schon genug.

Unzählig oft hört man in Deutschland die von Grosbrittannien an Oestreich und Rußland bei der letzten Coalition bezahlten Hülfsgelder, als traurige Ursache des erst entglommenen Kriegsfeuers ausrufen und verwünschen. Napoleon selbst machte in Wien öffentlich bekannt, daß die Einwohner dieser Stadt ihre dermaligen Bedrückungen blos auf Rechnung der Engländer setzen müßten, indem diese theils durch Bestechungen, theils durch Subsidien, zwei Kaiserhöfe gegen ihn bewaffnet und dadurch den Krieg veranlaßt hätten. Er setzt also voraus, daß Oestreich und Rußland viel zu entkräftet gewesen seien, als daß sie ohne Englische Hülfe ihre Völker ins Feld führen konnten. Dies zugegeben, was folgt daraus? Sie thaten, was Frankreich seit Jahrhunderten zu thun pflegte. Die Schweden erhielten im dreisigjährigen Krieg französische Gelder. Das nemliche geschah im siebenjährigen. Beede Kriege wurden auf deutschem Boden geführet, folglich war die Absicht des französischen Hofes das Kriegsfeuer, mitten in Deutschland zum Ruin seiner Einwohner zu nähren. England bezahlt Subsidien,

dien, um in Italien die täglich angewachsenen Gefahren zu vereiteln, und Deutschland, wo möglich, von dem französischen Joche zu befreien. Welche dieser beeden Mächte war also mit ihren Subsidien dem Reich am wenigsten gefährlich? Daß Oestreich durch sein Betragen gegen Baiern, die Absicht der Entschließung zum Krieg zweideutig machte, ist freilich unleugbar. Unstreitig ist aber auch, daß die von Napoleon angenommene Königskrone und die gewaltigen Vergrößerungen seines Reichs in Italien, den vorliegenden Traktaten schnurrstracks entgegen, und Oestreich von dieser Seite bedrohend waren: In dieser bedenklichen Lage konnte es seine Waffen nicht ruhen lassen. Rußland hatte die Garantie des Lüneviller Friedens auf sich. Aus dem Grund durfte Alexander I. nicht nur von Frankreich dessen pünktliche Beobachtung fordern, sondern auch auf die Erfüllung der Friedensartickel mit Gewalt dringen, wenn man, wie hier geschah, sich dessen weigerte. Der fette Bißen den Oestreich an Baiern sich schmecken zu lassen vorhatte, konnte ihm ohne Rußlands, Preußens, Frankreichs Beitritt, nie zu Theil werden. Hierüber hätte sich auch kein Krieg erhoben, daher ist es blos französische Täuschung,

wenn

wenn man das Elend, worunter Deutschland seufzt, oder vielmehr erliegt, auf Englands Subsidiengelder, durch welche sich Oestreich so sehr hätte verblenden lassen, hinaus schieben will.

Seitdem der Englische Handel sich durch alle Welttheile verbreitet und zu einer Höhe erhoben hat, die den Handel aller andern Reiche weit hinter sich läßt, ist die französische Eifersucht in gleichem Grade gestiegen, und da ietzt Napoleon Millionen Menschen genug hat, die er der Ausführung seiner, die Gränzen der Erde begreifenden, Plane aufopfern kann, so tobt in ihm die Unruhe, welche Ludwig XIV. schon zuweilen schlaflos machte, desto stärker, nämlich durch Eroberung der Englischen Schätze und Seemacht, zu allen Regenten der Erde das Wort reden zu können: Das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Möchte doch von meinen lieben deutschen Mitbrüdern die schon in der Mitte des siebzehenden Sekulums erschienene Schrift gelesen und erwogen werden: L'Europe Esclave, si Angleterre ne rompt pas ses fers. (Europa in Sklaverei, wenn nicht England seine Feßeln zerbricht.)

Preußen.

Preußen.

Dieser, während Friedrichs des Einzigen sechs und vierzigjähriger Regierung zu einer der ersten Mächte Europens herangewachsene Staat, hat zwar seit dem Tod des großen Königs, sich an Ländern und Kriegsvölkern beträchtlich vergrössert, dadurch aber, wie die heutige Erfahrung lehrt, an Ansehen und Nachdruck bei den übrigen Höfen in Europa, nichts gewonnen. Im Jahr 1787. da König Friedrich Wilhelm II. wegen der in Holland vorgegangenen Unruhen, und Beleidigungen des Prinzen von Oranien, unter dem regierenden Herzog von Braunschweig, ein Heer von neunzehentausend Mann dahin schickte, wurde die vorige Ordnung bald wieder hergestellt, und man schloß daraus, daß Friedrichs Geist, auch nach seinem Hintritt noch, auf den von ihm organisirten Kriegsschaaren, ruhe. Allein die Feldzüge 1792. 1793. 1794. fingen an, die Welt in dieser guten Meinung irre zu machen. Einzelne Kriegsverrichtungen enthielten wol Merkmale der guten Taktik und alt Preußischen Tapferkeit. Sie waren iedoch zu schwach, die grossen Gedanken, welche

che durch ganz Europa dem Preußischen Heere den Vorzug ertheilten, ganz aufrecht zu halten. Der in Basel 1795. zwischen Preußen und Frankreich abgeschloßene Traktat öffnete dem Hause Brandenburg mehrere angenehme Aussichten und gewährte seinen Staaten den wichtigen Vortheil: im nachherigen ganzen Verlaufe des, so vielen deutschen Ländern höchstverderblichen Kriegs, der Früchte zu genießen, welche nur das Himmelskind, der Friede, auszuspenden pflegt. Indessen konnte doch Friedrich Wilhelm nicht hindern, daß die mit ihm ausgesöhnte französische Republik, noch in selbigem Jahre, die Regierung in Holland umwälzte und dem Hause Oranien, an welches zwei Königl. Preußische Prinzessinen vermählt waren, die oberste Stelle in den vereinigten Niederlanden entrisse. Noch lagen die Gründe, welche den König acht Jahre zuvor bestimmten, sich in die Holländischen Angelegenheiten zu mengen, in der Mitte. Ja sie mußten weit stärker werden, wenn man erwog, daß eine Nation, die kürzlich erst ihren König und Königin, nebst der Schwester des erstern, auf das Schaffot lieferte, einem Fürsten Europens nach dem andern, seiner Hoheit zu berauben, und den Geist des Aufruhrs

durch alle Länder zu verbreiten, den tollkühnen Entschluß gefaßt habe. Friedrich Wilhelm, durch diese und noch weit stärkere Beweggründe ungerührt, sahe gelassen zu, daß die Franzosen, in Vereinigung mit den sogenannten Holländischen Patrioten, auf den Prinzen von Oranien mit seinem Hause losstürmen, ihn der Statthalterschaft, seine Söhne ihrer Ehrenstellen bei der Armee entsetzen, und mit Leibes- und Lebensgefahr, wenn er der Gefangenschaft entgehen wollte, den Prinzen nöthigen, über das Eis in Englische Schiffe zu flüchten. Waren gleich die Franzosen mitten im Winter, (durch die Verrätherey einer Spinne geleitet,) und von gefrornen Flüssen und Canälen begünstigt, unter Pichegru in Holland eingedrungen, so würde dies, wenn Friedrich Wilhelm Ernst gebrauchen wollte, seinen Arm zum Beistand des Hauses Oranien nicht verkürzt haben. Der ruhige Besitz von dem an Geld, Geschütz, Getraide und allen andern Bedürfnissen, damals überfließenden Holland, gewährte Frankreich einen weiten Spielraum für seine künftigen Unternehmungen, und man darf ohne Verletzung der Wahrheit betheuern, daß Hollands Eroberung, dem wankenden französischen Staat ganz auf die

Beine

Beine geholfen. Erschrockenheit und verzagter Muth lagen nicht in König Friedrich Wilhelms Karakter. So sehr auch die vorigen Feldzüge die Preußische Schatzkammer gelichtet hatten, konnte man doch nicht sagen, daß Preußen dadurch in völlige Unthätigkeit gesetzt worden. Wo finden wir also den ersten Ruhepunkt für eine Vermuthung? Darin — — — Vielleicht fühlte sich der König, der 1797. das Zeitliche verließ, damals schon in kritischen Gesundheitsumständen. Das ist es, was ihn entschuldigen dürfte, doch bleibt es eine schwere Aufgabe, das Betragen des Preußischen Kabinets bei dem bedauernswürdigen Schicksal eines dem Könige allernächst verwandten Hauses, und des an königliche Provinzen stoßenden Hollands zu rechtfertigen. Als der jetzige König den Thron bestieg, war er um ein Jahr jünger, wie Friedrich II. bei seinem Regierungsantritt. Ganz Europa richtete das Auge auf einen Monarchen, dessen blühendes Alter und lebhaftes Blut, die größte Thätigkeit im Kabinet, und durch sein gerüstetes Heer, Schrecken der Feinde erwarten ließ. Allein Friedrich Wilhelm III. hielt sich an das erste, und war daher unbeweglich, als verschiedene Mächte im Jahr 1799. seinen

nen

nen Beitritt zur Verbindung mit Oestreich und Rußland ernstlich suchten. Die Ruhe, worin sich der Preußische Hof zu halten für gut fand, war den französischen Waffen sehr große Förderung. Diese Verdienste um Frankreich erhielten im Frieden von Lüneville Beweise der Erkenntlichkeit, leider iedoch nicht auf französischem, sondern deutschen Grund und Boden. Preußens Kaltsinn gegen Oestreich wäre einigermassen zu entschuldigen. Man weiß, welche Beschimpfungen, nach dem Basler Frieden, in den heftigsten Pasquillen, oder Schmähschriften, gegen den Preußischen Hof zu Wien ausgestoßen wurden. In dieser Kaiserstadt wetteiferte jeder, wer es dem andern in Lästerung des Königs von Preußen, zuvor thun könne. Ausdrücke, deren sich wohlgezogene Gassenjungen zu schämen haben, schienen manchem dieser feinen Schriftsteller viel zu glimpflich für ihren Gegenstand. Um in dieser Arbeit nichts gemeines zu liefern, waren sie in Erfindung von Schimpfnamen übersinnreich, und geraume Zeit gewährten dergleichen Aufsätze dem Publikum die belustigendste Unterhaltung. Diese unsaubern Vögel verflogen sich auch nach Berlin. Dort rächte man sich an dem Unglimpf, theils mit Verachtung, theils

durch

durch wolgesalzene schriftliche Antworten. Wie es nun zu sein pfleget. Obschon der Wiener und Berliner Hof in jener Zeit sich nicht feindseelig behandelten, so war doch dem König von Preußen der heftige Groll, welcher seit dem Basler Frieden in Wien auf ihn geworfen worden, nicht gleichgültig. Beede Höfe sahen sich mit starren Augen an. Daher ließ Preußen die Oestreicher ihre Fehde allein verfechten, gewiß mit dem geheimen Wunsch, diese Nachbarn, welche eben nicht die freundschaftlichsten Gesinnungen hatten, beschränkter zu wissen. Sieht man auf die Folgen dieser Kaltblütigkeit, so sind sie Oestreich weniger, als dem übrigen Theil des deutschen Reichs, nachtheilig gewesen. Was der letzte Friede von Lüneville dem deutschen Boden auf dem linken Rheinufer entrisse, hätte nach aller Wahrscheinlichkeit, durch Preußens Macht können erhalten werden. Hier waren die meisten Länder von vier Kurfürstenthümern, außer mehreren freien Reichsstädten und kleinen Herrschaften gelegen. Von der Freundschaft der Erzbischöffe zu Mainz, Trier, und Köln, welches letztere ohnehin einen Prinzen aus dem Hause Oestreich zum Regenten hatte, konnte wol ein König von Preußen,

bei

bei der bekannten Anhänglichkeit dieser geistli-
chen Fürsten an den Wiener Hof, sich nichts
sonderliches versprechen. Man darf nur die Ge-
schichte des siebenjährigen Krieges darüber nach-
schlagen. Seitdem jedoch die mit Religionshaß
unzertrennlich verknüpften Vorurtheile durch auf-
geklärtere Einsichten dahin schwanden, gieng auch
an den Höfen der geistlichen Kurfürsten eine Ver-
änderung politischer Grundsätze vor. Daher trug
selbst des h. Röm. Reichs Erzkanzler, der letzte
Kurfürst von Mainz, kein Bedenken, dem von
Friedrich II. in Gang gebrachten Fürstenbund
beizutretten, ein Schritt, darüber Kaiser Jo-
seph viel Empfindlichkeit blicken ließ, besonders
weil eben dieser Monarch durch die Besitznahme
von Niederbaiern im Jahre 1778. die Aufmerk-
samkeit der ersten deutschen Fürsten zu Vorsichts-
maasregeln gereitzt hatte. Nach dem Tode
Friedrichs II. löste sich der Fürstenbund auf,
indem Friedrich Wilhelm II. mehr Erge-
benheit für Oestreich, als sein großer Oheim
hegte, oder vielmehr, weil jener, der vier Krie-
ge wider die Oestreichsche Macht glücklich hin-
ausgeführt, seinen Thron so bevestigt hinterließ,
daß man sich sobald keines neuen Angriffs vom
Wiener Hof, preußischer Seits zu besorgen hat-
te.

te. Wie sehr Deutschlands Erhaltung und die Rettung seiner Mitstände Friedrich am Herzen lag, ist aus dem Teschner Frieden für alle Zeiten erwiesen. Diesem König müssen Baierns Fürsten ewigen Dank zollen, denn durch seine nachdrucksvolle Unterstützung blieben sie im Besitze der, ihrem Hause angestammten Länder. Saß Friedrich stille, so war Baiern ohne Rettung verloren. In Wien wurde daher sein Name nur desto verhaßter. Man gab ihm spottweise den Titel eines Diktators im Römischen Reich; eines solchen nehmlich, der sich dem Kaiser an die Seite setzen, und in der Reichs-Staatsverwaltung dem Oberhaupt in sein Amt greiffen wolle. Was ihm hier, an seinen durch den letzten Bairischen Erbfolgekrieg neuerworbenen Ruhm entging, erndtete dieser Monarch bei dem übrigen unparteyischen Theil der Welt auf das reichlichste, und die Geschichte wird immer bezeugen, daß er durch Baierns Erhaltung bei dessen Fürstenhaus, den grossen Thaten seiner vielen Feldzüge die Krone aufgesetzt hat. Wer hätte nun vermuthen sollen, daß Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, den Pfad ihres grossen Vorgängers einmal verlassen, und nicht mit aller Macht die Zerstückelung des Reichs abzuwen-

zuwen-

zuwenden versuchen würden? Jede Uebermacht, sei sie in Frankreichs oder Oestreichs Händen, ist gefährlich. Der Oestreichschen arbeitete Friedrich II. mit allem Eifer entgegen. Warum thaten seine Thronfolger nicht dasselbe gegen Frankreich? Antwortet man: „Das „litten die Verbindungen nicht; dadurch würde „Preußens Vergrösserung und Arrondirung „verloren haben; Oestreich würde sodann nicht „gedemüthigt, noch dem König von Preußen „der Besitz Schlesiens so gewiß versichert worden „seyn, als ietzt, da Oestreich ohne sich neuen „Gefahren auszusetzen, gar nicht an Wiederer„oberung dieses souveränen Herzogthums denken „darf; Die Braunschweig-Lüneburgschen Lande, „ein so beträchtlicher Zuwachs der preußischen „Staaten, würden nie einen Ergänzungstheil „derselben ausmachen; der Krieg hätte unend„liche Summen verzehret, und doch ist das Glück „nie wandelbarer, als im Spiele des Mars: „der Klugheit war's also gemäß, das Gewisse dem „Ungewissen vorzuziehen, sich folglich stille zu hal„ten, und im trüben zu fischen.“ Laßt uns sehen, ob diese Gründe die Mißgriffe des preußischen Kabinets zu bedecken im Stand sind. Einmal ist doch richtig, daß durch Preußens Un-

thätig-

thätigkeit, ja durch sie allein, der große Plan ausgeführt worden, mit dem Ludwig XIV. lange Zeit sich niederlegte und aufstund, nehmlich den Rhein zur Gränze seines Reichs zu machen. Die französischen Gewalthaber durch das Glück ihrer Waffen unterstützt, blieben diesem Plan getreu und führten ihn, ohne weitere Hinderniße bekämpfen zu müssen, glücklich aus. Das hart mitgenommene Reich seufzte nur nach Friede. Oestreich hatte den besten Theil seiner Kriegsschaaren verloren, und den Feind zum zweitenmal in seinen Erbstaaten gesehen. Kein Fürst in Deutschland, konnte der französischen Macht nur eine Stunde lang, ohne sich ins Verderben zu stürzen, die Spitze bieten. Unter solchen für Deutschland höchstnachtheiligen Umständen am Frieden arbeiten und ihn schließen, mußte das nicht das Verderben des Reichs herbei führen? Preußen hätte wol dieses zur Entschuldigung, daß es erstlich auf König Friedrich Wilhelm II. sich berufen kann, der zur Herstellung des Friedens zwischen Oestreich und Frankreich seine (gute Dienste) Vermittlung schon 1795 anbot, die aber vom Kaiserlichen Hofe weit von der Hand gewiesen worden. Zweitens kann es anführen, daß das deutsche Reich nicht an

eines

eines seiner Glieder, sondern von seinem Oberhaupt, den Schutz fordern müsse; wobei es drittens noch dieses zum Vorstand hat, daß die Vestung Mainz durch seine Völker wieder ans Reich gebracht, von den Oestreichern aber an die Franzosen übergeben worden. Gründe, die ihr Gewicht hätten, wenn von Verlust, der das Haus Oestreich allein betrifft, die Rede wäre. Hier ist nun ein ganz andrer Fall, den man aber gewaltig zu verdrehen sucht. Scheelsüchtige Politiker und elende Träumer, wollen nemlich ihren deutschen Brüdern die neue Ordnung der Dinge, als eine neue Grundveste des deutschen Reiches vorspiegeln, und den Verlust der Länder am linken Rheinufer, darüber in Vergessenheit bringen. Verloren ist aber jede Mühe, die sie sich deswegen geben. Können schon Beispiele, der Regel nach, nur erläutern, nicht beweisen, so sey uns doch erlaubt, für beede Fälle eins anzuführen. Wir setzen, der König von Preußen hätte Schlesien nie beherrschet, oder er müßte es abtretten, würde seine Macht noch eben dieselbe seyn, oder bleiben, wie bis diese Stunde? Man erwiedere nicht hierauf: Das treffe nur bey Preußen, nicht aber bey den vormaligen Ständen am linken Rheinufer zu; bey diesen einzelnen

Staaten,

Staaten, sey die Macht getheilt, folglich nicht von Bedeutung, in so fern als entbehrlich, oder zur Reichsvertheidigung von keinem Belange gewesen. Ganz recht! Jetzt also, da diese vormals deutschen Länder unter einem einzigen Oberhaupt stehen, und nicht wie vorhin, getrennte Fürstenthümer ausmachen, iezt da der kriegerische Napoleon über mehr als vier Millionen ohnlängst noch deutscher Bürger und Einwohner, unumschränkt gebietet, ist die französische Macht, mit achtzigtausend braven Soldaten deutscher Nation, verstärkt, deren Beruf sie auffordert, bey iedem Wink aus Paris, Gefahr und Verderben über Deutschland verbreiten zu helfen. Wobey man noch bemerken muß, daß diese unter Frankreichs Zepter geborne Deutsche, so lange für sie in ihrem Vaterlande etwas zu holen ist, an keine Desertion denken dürfen. Ein Vorzug, dessen sich kein Preußisches oder Oestreichsches Heer rühmen kann. Welche neue Ordnung der Dinge (man vergebe diesen entlehnten Ausdruck) wird nun den Verlust des linken Rheinufers ersetzen, und wann wird diese, von den unberufenen Köpfen entworfene, Ordnung der Dinge zur Wirklichkeit kommen? — Deutschland, welches vorhin aus allen seinen Kreisen, viele und fürtreffliche Soldaten

daten dem Preußischen Heer lieferte, hätte aus diesem Gesichtspunkt dem König von Preußen, höchstwichtig seyn, und ihm die Integrität des Reichs sehr nahe legen sollen. Nunmehr ist nicht allein das linke Rheinufer für die preußische Werbung verloren, sondern der schwäbische und fränkische Kreis bleiben derselben nicht minder verschlossen. Vielleicht hält sich die Krone Preußen dafür mit den Hannöverschen Mannschaften, schadlos? Aber ist denn der Besitz Hannovers schon unumstößlich? Und wenn auch, so mußten ja andere Länder dagegen abgetretten werden; Länder, die seit geraumer Zeit von Kriegslasten verschont, einen grossen Theil ihrer Einwohner in blühendem Wolstand sahen, und iezt dem unglücklichen Schicksal der Braunschweig-Lüneburgischen Staaten unterworfen sind. Rein ausgeleert, Städter und Landmann in tiefster Armuth, die schönsten Wälder verheeret, und ihrer Zierde, des stolzen Hirsches, sowie Marstall und Dorf der edelsten Pferde beraubt, die Königlichen Palläste bis auf den Nagel an der Wand geplündert, überläßt Napoleons Freigebigkeit das deutsche Eigenthum Georgs III. einem der nächsten Verwandten des Königlich-Grosbrittanischen Hauses, und dieser, seinem französischen Wol-

thäter

thäter verbundene Fürst, gibt Englands Freundschaft auf, um sich von Frankreich desto enger umfassen zu lassen. Möchten doch die Manen Friedrichs des Großen seinen zweiten Thronfolger umschwebt haben, „als er die Fürstenthü„mer Ansbach und Cleve, nicht der Nothwen„digkeit der Lage, nicht der wahren Staatsklug„heit, nein, dem Willen eines unbändigen Ero„berers, zum Opfer brachte, als er die ehren„vollen Bande des Bluts mit einem der ersten „Fürstenhäuser der Erde zerriß, und sich ienem „Thronbesitzer in die Arme warf, der aller Thro„nen der Welt, nur nicht seiner eigenen, Feind ist."

Wer der Wahrheit nicht ins Angesicht widersprechen will, der entbinde das Preußische Kabinet von dem Vorwurf: „daß selbiges zur tie„fen Erniedrigung Deutschlands durch sein „Benehmen im vorigen Kriege, wie im letzten „sehr viel beigetragen; der zeige uns Gründe, daß „Friedrich Wilhelm III. die jetzigen Zeitum„stände, als ein Weiser benutzt habe; der belehre „die Welt, daß Napoleons Siege bei Ulm „und Austerliz, den ruhig sitzenden König „von Preußen nichts angegangen; der sage uns, „ob je eine unerhörtere Verletzung des Völker„rechts sich zu erlauben sey, als diese: daß ein

„Fürst

„Fürst die Lande eines andern, der mit ihm in „tiefstem Frieden lebt, in Besitz nimmt, blos weil „es sich mit dem Plan seines Feindes am besten „reimt; der überführe uns endlich: daß Preußen „nicht allenthalben Schwäche über Schwäche „verrieth, da es sich einen beträchtlichen Theil „seiner Stammländer in Franken, das reiche, ge„seegnete Marggrafthum Onolzbach, von Na„poleon abtrotzen ließ, ein Land, dessen ungestörte „Vereinigung mit der Kurmark Brandenburg, „Friedrich II. im Teschner Frieden feierlichst „versichert worden, und dessen Hauptstadt ohn„längst noch für sich, wie für alle übrigen Ein„wohner, die ausgezeichnetsten Beweise treuer, un„erschütterlicher Anhänglichkeit an das Königliche „Kurhaus Brandenburg ablegte." Friedrich Wilhelm bezeugte hierüber sein Wolgefallen und Dankgefühl in einem erlassenen Kabinetschreiben, worin er der Stadt Ansbach zugleich seine Huld zu erkennen gegeben. Und was erfolgte unmittelbar hernach. Bernadotte führt seine Völker in dieses, bisher von Kriegslasten verschonte Land, damit auch dieser, noch des Wolstands genießende Winkel von Deutschland nicht übersehen, sondern, wie alle andere, die Frankreichs Heere trugen, biß aufs Knochenmark ausgesogen

gesogen werde. Welcher Landesvater kann bei dem sichtbaren Untergang seiner treuen Unterthanen unempfindlicher seyn, als der König von Preußen? Wem können die Rechte der Menschheit weniger gelten, als eben diesem Monarchen? Wer hat den Schlüssel zu allen deutschen Provinzen dem übermüthigen Napoleon in die Hände geliefert? Rede du, heilige Wahrheit! Ists nicht Friedrich Wilhelm III.? Jedes mal, da die Franzosen für ihre Eroberungssucht einen Anstrich nöthig zu haben vermeinten, wurde von ihnen die Polnische Theilung zur Hülfe genommen. Diese verrufene Zerstückelung eines grossen Königreichs, ist in Napoleons eiserner Faust der Codex, aus welchem er die Rechtmäßigkeit seiner Eroberungen, sollten sie auch bis nach Hindostan gehen, überzeugend darlegt. Jetzo scheint es, als wäre dieselbe Theilung von einer andern Seite ins Gesicht gefaßt, und gar zum Muster angenommen worden. Italien und Deutschland können uns darüber belehren. Napoleon nimmt und gibt Länder, wie immer seine Launen gestimmt sind. Kurz, er handelt wie der Gott dieser Welt. Heute fällt ihm ein, der Reichskurfürsten seyen zu wenig, und er erschafft sogleich vier neue. Er will ein Königreich stif-

ten.

ten. Toskana taugt ihm dazu. Deutschland hat nur einen Kaiser, aber keine Könige. Napoleon weiß den Abgang gleich zu ersetzen. Er braucht einen Fürstenstuhl für den Kurfürsten von Salzburg. Napoleons schöpferischer Geist weiß auf der Stelle Rath dazu. Das vormalige Hochstift Wirzburg, undankbar für die letzte Bairische Regierung, sehnt sich ohnehin nach einem andern Herrn. Was sagt hier die Klugheit? Man überläßt diese unartigen Franken einem andern Fürsten. So wird Napoleon Wolthäter an einem Kais. Oestreichischen (von ihm seiner Länder beraubten) Prinzen, und zugleich an jenen, die er vor wenigen Jahren dem Bairischen Zepter unterworfen hatte. Weil aber die Fürsten, wenn ihnen etwas entzogen wird, eben so sauer drein sehen, als der arme Landmann, dem der Soldat das Brot aus dem Kasten nimmt, so wollte Napoleon seinen nahen Verwandten in Baiern, nicht in ähnliche Versuchung führen, sondern er nahm mit Vergnügen die Sorge über sich, den König Maximilian durch ein anderes Stück von Gottes Erdboden in Deutschland schadlos zu halten. Das Fürstenthum Ansbach, an Baierns Gränze gelegen, von wolhabenden und fleißigen Einwohnern besetzt,

besetzt, lange vom Kriege verschont, mit Wein und Getraide versehen, zog Napoleons Adlerblick an sich. Freilich dem König von Preußen zuständig, doch, das thut nichts zur Sache. Was ist dem ersten Kaiser der Franzosen unmöglich, nachdem er einen Römischen Kaiser zu Grunde gerichtet, und die Armee eines Selbstherrschers aller Reußen nach Haus zu gehen genöthiget? Vielleicht wollte Friedrich Wilhelm III. beede Kaiser nur deswegen vom Spiel abtretten lassen, um das Schach allein mit Napoleon auszumachen? Du irrest, lieber Leser, keines von beiden. Schon hat dieser Letzte sich zum Sprichwort gemacht: Zweimalhunderttausend Preußen sind eben so viel Vögel. Hunderttausend derselben fange ich, und hunderttausend fliegen davon. Napoleon, mit der Schwäche des Preußischen Adlers bekannt, durfte ohne alles Bedenken verlangen, daß Anspach ihm abgetretten wurde. Abschlägig konnte die Antwort nie ausfallen. Eben das gilt auch von Cleve. Neugebackene Fürsten pflegen in ihrem Vaterlande meistentheils in geringer Achtung zu stehen. Ein solcher aber ist der Herr Schwager Sr. Kais. Französischen Majestät. Für diesen mußte dann auswärts ein Land ausgemittelt werden. Nirgends konnte man diese Absicht leichter erreichen, als in Deutschland. Napoleon durfte nur anklopfen, so gieng für Murat die Thüre auf. Friedrich Wilhelm öff-

nete sie, und nun erhebt sich ein neuer Herzoglicher Hof am rechten Rheinufer, dessen Wachsthum mit Preußens Verkleinerung parallel steht. Für Deutschlands tiefe Erniedrigung ein bejammerswürdiger Beweis, man betrachte ihn von Murats, oder Napoleons, oder Friedrich Wilhelms Seite. Als vor sieben Monathen alle öffentlichen Blätter ein mobilgemachtes Preußisches Heer, und dessen angetrettenen Marsch verkündigten, dünkte sich Europa im Preußischen Kabinet die Wagschaale zu sehen, auf welcher Germaniens Loos abgewogen werden sollte. Schon verehrten unzählige Deutsche den König von Preußen in der Stille, als den Retter der Freiheit ihres Vaterlandes und Hersteller des politischen Gleichgewichts, welches seit dem Lüneviller Frieden sich ganz auf Frankreich hinneigte. Schon hörte man hunderttausend Preußische Krieger an der schlesischen, und eben so viel an der bairischen Gränze, ein Machtwort sprechen, für welches Napoleon, wenn er nicht seine ganze, bei Austerliz sehr geschwächte Armee, preußisch-russisch- und östreichischer Diskretion überlassen wollte, nothwendig Achtung haben mußte. Schon war Friedrich Wilhelm dem Anschein nach an dem Ziel, Schiedsrichter zwischen drei Kaisern und zwei Königen zu seyn. Schon blühte ihm der Name des Großen und Unvergeßlichen in den Annalen der wichtigsten Weltbegebenheiten. Die

Ankunft

Ankunft des Grafen von Haugwiz in Wien, berechtigte zu den größten Erwartungen. Das mindeste was man sich versprach, war die gewisse Darstellung Preußens, als einer vermittelnden Macht zwischen Oestreich und Frankreich. Allein dieser Minister, ganz von Napoleon gewonnen, verläßt den Ort seines Aufenthalts, ohne der Welt ein Zeichen von der Absicht und Wirkung seiner Sendung gegeben zu haben. Es müßte denn seyn, wie sichs jetzt leider ansehen läßt, daß er wegen Hannover, Hamburg, Lübeck daselbst nochmals Abrede mit Deutschlands Unterdrücker gepflogen, oder zu dessen letzteren Siegen ihm das Glückwunschkompliment gemacht hätte. Der kostbare Augenblick war erschienen, da die Krone Preußen die glücklichste Revolution bewirten, Frankreichs Uebermacht in engere Gränzen einschließen, Europa den Frieden geben, der unter Friedrich II. den französischen Heeren so furchtbar gewesenen Tapferkeit der Deutschen ihren vorigen Glanz wieder verschaffen, Beglückerin der Welt im eigentlichsten Verstande, heißen, alle Reichsstände, das Kaiserlich Oestreichsche Haus selbst, sich auf lange Zeiten verbinden, und, damit wir alles sagen, Seegnungen der ganzen Menschheit sich eigen machen konnte. Noch am Ende des verwichenen Jahres, würden Deutschlands Verheerungen durch Napoleons raubgierige Schaaren, ihr Ziel erreicht haben.

haben. Mann und Roß der Franzosen, die noch wie Heuschreckenschwärme auf Deutschlands Fluren, mitten in einem sogenannten Frieden, Korn und Halm auffressen, schon in ihre Heimath zurückgewiesen, und unser seit 1792. von Feind und Freund bedrängtes Vaterland, endlich zur Ruhe gekommen seyn. Doch — diese Vortheile zusammen genommen, von dem scharfsichtigen Hardenberg, Herzbergs würdigem Nachfolger allein beherzigt, machten auf Friedrich Wilhelm und seinen Haugwiz so wenig Eindruck, daß er mit zweimalhundert und funfzigtausend Mann, denen noch sechzigtausend brave Sachsen und Hessen zur Seite tretten konnten, nicht einmal einen Versuch angeht, Deutschland vor den Ketten Napoleons des Unersättlichen, sich selbst aber vor dessen Subordination zu sichern. Sollte es einst zwischen dem Pariser und Berliner Hof zum Bruch kommen, auf wessen Beistand darf wol dieser sodann Rechnung machen? Vielleicht auf Oestreichs, Rußlands, Schwedens, Englands? Dazu aber solls ia nicht kommen! Man denke. Fehlt es etwann an Beweisen, daß Napoleon alle Reiche Europens von sich abhängig zu machen, vest entschlossen sei? Mit welcher Verachtung spricht er iezt von Oestreichs Macht? Wie niedrig behandelt er Rußland und seinen Alexander, nach der Schlacht bei Austerliz? Wie laut sagt er, daß die Englische Regierung abgeändert, das ist,

nach

nach seinem Sinn eingerichtet werden muß? Läßt er nicht die Pforte stehen oder fallen, wie es ihm gut dünkt? Sind nicht die von ihm neugeschaffenen Könige seine Vasallen, denen er iezt noch iene Verbindlichkeiten gegen sich auflegt, die bekanntlich in vorigen Zeiten nur dem Feudalsystem anklebten, daß nemlich der Vasall dem Lehensherrn, mit seinem Beistande, so oft es verlangt wurde, gewärtig sein muste? Bisher behauptete das Berliner Kabinet fast unter allen den ersten Rang. Seine Schritte zogen allgemeine Bewunderung nach sich, und man hielt den Preußischen Staat unter einer so weisen Leitung für beneidenswürdig. Dabei konnte man dem Gedanken nicht ausweichen, Preußen werde durch seine, von hinreichender Macht unterstüzte Vorsicht, Deutschland in Ruhe zu erhalten, und für jeder auswärtigen Gewalt zu schüzen wissen. Bot sich doch die schönste Gelegenheit dazu an, als mehrere Höfe in Süddeutschland, mit dem von Berlin, noch vor Ausbruch der lezten Unruhen in Verbindung tretten, oder eigentlicher zu reden, sich dessen Schuz anvertrauen wollten. Friedrich Wilhelm, anstatt ihnen die Hand zu bieten, lehnt ihren Antrag ab, und nötigt sie in der kritischen Lage, die aus Ost und West mit schwarzen Ungewittern drohte, wie jene Tauben zu handeln, die den Geyer wider ihren Erbfeind, den Stoßvogel, zu Hülfe riefen; leider aber auch dasselbe Schicksal erfuhren. Wer sich davon

von gänzlich überzeugen will, der gehe nach Baiern, dort wird er die französischen Geyer im Taubenschlag sitzen, und die beschützten Tauben verzehren sehen. Doch, hat nicht die Holländer, die Schweitzer und so viele andere, unter Napoleons Flügeln, das nemliche Schicksal betroffen? So theuer als dieser, hätte sich ein Tamerlan und Attila selbst nicht, den Schutz bezahlen lassen. Weine laut auf, edler, biederer Deutscher, dessen ruhige Hütte von den ersten Fürsten ungeschützt, den Heeren des allgemeinen Friedensstörers zum Aufenthalt dienen muß. Hardenberg, mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen, dieser Edle aus deutschem Blute, kannte und sahe, wie am hellen Mittage, die Gefahren, den Untergang des Vaterlandes voraus, — sahe, daß Frankreichs Liebkosungen, Preußens König für nichts anders, als Sonnenblicke im April, deren Gefolge nur Stürme sind, gelten können, Hardenberg zog den Vorhang auf, damit Friedrich Wilhelm im Hintergrunde die unter dem Gras versteckte Schlange bemerken könne, und ach! er bemerkte sie nicht. Sie schlich sich immer näher, bis endlich ihre Zirkel den König in die Mitte brachten, woraus man ohne Gefahr erdrückt zu werden, nicht entrinnen kann. Der warnende Weise zog sich zurück, der Ehre versichert, für die Würde der Preußischen Krone und ihre Unabhängigkeit, ein Wort zu seiner Zeit geredet, und zugleich als Vormund der Deutschen,

schen, ietzt tiefgesunkenen Nazion, gehandelt zu haben. Napoleons ganzer Karakter läßt sich aus seiner Empfindlichkeit über den Minister Hardenberg so genau entwickeln, daß man nimmer zweifeln kann, er verbinde mit dem unermeßlichsten Stolze die kleinlichste Denkungsart, und sey abgesagter Feind der Tugend und Rechtschaffenheit. Weil Hardenberg aus einer freiherrlichen Familie in Hannover abstammt, läßt Napoleon diesen Minister dem Preußischen Interesse nicht günstig sein. Wer erräth nicht die Ursache dieser vom Haß erzeugten Beschuldigung? Kann nicht eben so geschlossen werden: Napoleon ist in Korsika geboren, also taugt er nicht für Frankreich. Läugnet man hier die Folge, warum soll sie bei Hardenberg gelten. Die Weisheit und Rechtschaffenheit desselben hat sich durch den Erfolg genugsam gerechtfertigt. Die Welt ist überzeugt, daß Hardenbergs Rath, wenn ihn der König angenommen hätte, die glücklichsten Wirkungen für ganz Europa würde hervorgebracht haben. Er handelte demnach im Kabinett als treuer, gewissenhafter und einsichtsvoller Rath seines Königs, dem Preußens und des Römischen Reichs Wolstand am Herzen lag. Napoleons gegen ihn gefaßter Widerwille ist die sicherste Bürgschaft für Hardenbergs unbestechlichen Karakter und ewiges Zeugnis seines Tiefblicks in das Herz des eingebildeten Universalmonarchen in den

Thuil=

Thuillerien. O Vater Braunschweig, dessen Herz heroisch schlägt, konntest du nicht in Friedrich Wilhelms Kabinett, dem Kaiser der Franzosen seyn, was du einst im Felde Ludwig dem funfzehenden und seinen Heeren gewesen! Man kann sich leicht vorstellen, was in der Seele dieses Durchlauchtigsten Herzogs, dessen eigene Angelegenheiten durch die Preußische Besitznahme von Hannover, so bedenklich geworden, nun vorgehen müsse. Würden von Seiten des Preußischen Hofes nicht den Verdiensten und der nahen Verwandschaft des Herzoglich Braunschweigschen Hauses noch einige Rücksichten geschenkt, so wär es leicht möglich, daß auch die Wolfenbüttelschen Lande, unter Napoleons Beistimmung an den Reihen müßten, weil, nach dem neuen Arrondirungssystem, keine mit der Landeshoheit begabte Fürsten und Stände in einem geschlossenen Staate geduldet werden sollen. Auf jeden Fall ist indessen der Wechsel der Hannöverschen Lande dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel höchst nachtheilig. Die mit dem Kurhause Hannover bestandene Erbverbrüderung, ist nun aufgehoben. Gewerb- und Handlungsverhältnisse nehmen einen ganz andern Gang. Der Einfluß einer mächtigen Nachbarschaft begünstigt nie den Wolstand des kleinen Staates. Jede Bewegung des grösseren, störet die Ruhe des kleineren, den er umschließt. Nichts ist daher gewisser, als daß das Herzoglich-Braunschweig-

Wol-

Wolfenbüttelsche erhabene Fürstenhaus, aus welchem eine Prinzeßin zur künftigen Kurfürstin von Hannover bestimmt war, durch die Französisch-Preußische Uebereinkunft sehr gekränkt, und dieses als ein wichtiger Theil der tiefen Erniedrigung Deutschlands, welches seine ältesten und größten Fürsten der Uebermacht preis gegeben sieht, in Rechnung zu bringen sey. Die unzähligen Veränderungen, welchen sich alle Reichskreise, theils in erst geendigten, theils im vorigen Kriege, nach Napoleons willkürlichen Vorschriften unterwerfen mußten, konnten an sich schon, nichts als den traurigen Untergang vieler tausend Familien zur Folge haben. Wenn aber, wie es dermalen leider geschieht, von Napoleon sanktionirte, oder erweiterte Königreiche, diesem sich darüber so sehr verpflichten, daß sie ihre Staaten von französischen Kriegsvölkern aushungern, durch die schändlichsten Gelderpressungen in die bitterste Armuth stürzen, und wie der Fall bei Preußen eintritt, von Familien- und Hausverträgen sich losreißen, und zu Napoleons, des Welterschütterers, Werkzeugen gebrauchen lassen, dann ist gewiß die Stunde vorhanden, da das in Absicht seiner Einwohner kultivirteste, seiner Lage glücklichste, seines Ranges erste und vorzüglichste, das deutsche Reich dem Untergang an dessen Rand es geführt ist, nimmer entfliehen kann.

Sachsen.

Sachsen.

Friedrich August, einer der seltensten Fürsten, in Absicht auf Herrschertugenden, trat seine Regierung zu einer Zeit an, da sein großes Land noch an tiefen Wunden aus den Zeiten zweier Auguste und des siebenjährigen Krieges blutete. Von ungeheuren Schulden belastet, würde dieser an sich mächtige Staat im Elend versunken seyn, wenn er nicht an seinem weisen und milden Landesfürsten, und schon an dessen Oheim, dem Prinzen Xaver, unter einer vormundschaftlichen Regierung, Retter gefunden hätte, die ihn vom Rande des Verderbens zurückzogen. Mit Verbannung alles schwelgerischen Aufwandes und jeder, oft in wenigen Augenblicken dahin schwindenden Pracht, von seinem Hofe, wußte Friedrich August binnen dreimal zehen Jahren, möglich zu machen, was die Welt nur an Friedrich II. dem Lobredner und Freunde dieses Fürsten, gesehen hat. Dabey kann man nicht leugnen, daß die hohe Kultur, worin Sachsen allen Ländern in Europa vorgeht, nebst der fürtrefflichen innern Staatsverfassung, zur Heilung der beregten Wunden sehr viel beigetragen habe. Häußliche Sparsamkeit, Benutzung aller Nahrungszweige auf die bestmöglichste Weise, Industrie in allen erdenklichen Fächern, Unverdrossenheit im Handel und Gewerbe, diese Haupttugenden bey Sachsens gebildeten Einwohnern, boten nicht weniger, zur baldigen Herstel-

stellung der Wohlfahrt des Staats, den Bemühungen des preißwürdigen Landesfürsten die Hand. Wenn in andern Ländern, denen die Qualen eines langen Krieges alle Aussichten für dieses Leben benahmen, Hunderttausende ihr Vaterland aus Verzweiflung verlassen, und ihr Glück in einem andern Welttheil versucht hätten, blieb dagegen der kunstfleißige Sachse in seiner Heimath, stellte den verödeten Ackerbau wieder her, verbesserte Fabriken und Manufakturen, suchte Abgang seiner Waaren im Auslande, und bahnte sich dadurch den Weg zur Nahrung und Aufkommen. Lange Jahre hindurch trug zwar das Land eine beschwerliche, außerordentliche Steuer. Zu seinem Glücke wurde jedoch der zweckmäßigste Gebrauch davon gemacht. Vestgegründet ist nicht nur der Staatskredit, sondern Friedrich August kann auch über Millionen aus seinem Schatze gebieten und bei vorkommenden Bedürfnissen Rath und That verbinden. Fassen wir den Fürsten von dieser Seite ins Gesicht, so verdient er weit mehr den Ruhm eines Ländereroberers als sein naher Verwandte in Baiern. Hier werden eben so viele Millionen dem französischen Kriegs-Dämon geopfert und das Land der Verwüstung preisgegeben, als hingegen Friedrich August der Weise und Milde, Millionen erspart, und jeder Verbindung mit einer Macht ausweichet, die den erst geretteten Staat einem neuen Verderben entgegen führen könnte. Weder im vorigen, noch

letzten

letzten Kriege sah man dort den Fußtritt eines Feindes. Mit den Gränzen seiner beträchtlichen Länder, wie sie seit Jahrhunderten bestehen, zufrieden, wünscht der wohlthätige Fürst keinen mit dem Blute und sauren Schweiße seiner Unterthanen theuer erkauften Zuwachs derselben. Sein Rang ist keiner Erhöhung fähig, denn wo ist ein Haus in Europa, dessen Hoheit so tief im Alterthume sich verliert, als das Sächsische? Wer war Moritz, der Uranherr des jetzigen Kurhauses, im Streit mit Karl V.? Friedrich der Weise schlug, seiner eigenen Größe bewußt, die ihm angebottene Kaiserkrone schon vor dreihundert Jahren aus. Welche Macht hat ein schöneres und geübteres Heer, als Sachsen? Welcher Königliche Hof hat Seltenheiten von grösserem Werth, als der Dresdnische, aufzuweisen? Was bleibt nun zur Vollendung des Glückes eines Kursächsischen Regenten und seiner Staaten noch für ein Wunsch übrig? Nur der eines ungestöhrten Friedens. Diesen zu erhalten, hat Kursachsen bei der bisherigen kläglichen Umwälzung der deutschen Staatsverfaßung, unter Kriegesunruhen, die andere Länder zu Boden drücken, sich auf eine musterhafte Art zu benehmen gewußt. Ohne den mindesten Kitzel nach einer Königskrone blicken zu lassen, sieht der königlich geehrte und gesinnte Fürst ruhig auf andere hin, die im neuen Purpur das Schreckbild ihrer armen Unterthanen geworden sind.

Sein

Sein landesväterliches Herz kennt einen bessern Gebrauch der aus dem Staate bezogenen Summen, als ihre Verwendung auf unnöthige Kriegsheere und prunkvollen Hofstaat. Dafür erndet er täglich den öffentlichen und stillen Dank vieler Tausende, die ohne seine Milde ihr Leben anfeinden würden. In einer ohnlängst erschienenen Schrift wird die Frage abgehandelt: Ob nicht Kursachsen berechtigt sey, eben so wie Baiern und Wirtemberg die Krone aufzusetzen? Kein Vernünftiger wird diese verneinen, wenn er Sachsen mit beeden in Vergleich stellt, und zwar so weniger, wenn er Rang, Vorzüge und Alterthum dieser drey Fürstenhäuser gegen einander zu halten die Mühe nimmt. Daß aber die Vortheile, welche sich dem Verfasser der erwähnten Schrift, aus der angenommenen Königswürde für den Kurfürsten von Sachsen und dessen Lande darstellen, so entschieden seyen, daran wird mit Recht gezweifelt. Wenigstens könnten weit stärkere Gründe den seinigen entgegen gesetzt werden. Ein Geschäfte, das wir den gelehrten Männern, daran Sachsen einen Ueberfluß hat, um so mehr überlassen, als genauer eine solche Veränderung mit ihrem und des Vaterlandes Wohl verbunden ist. Hier gedenken wir nur des Sächsischen Staates, so ferne solcher an der jetzigen tiefen Erniedrigung von ganz Deutschland Antheil nimmt. Da fehlt es nun nicht an Beweisen, daß Sachsen, selbst unter

unter Friedrich Augusts gerechter und milder Regierung, und trotz der Wachsamkeit desselben für den Wohlstand seiner Länder, den schweren Druck, worunter andere seufzen, sehr hart empfinde. Die neuesten Nachrichten aus Leipzig, diesem wichtigen Handelsplatz, entwerfen ein trauriges Bild von den stockenden Geschäften und Verminderung des kaufmännischen Verdienstes in allen Gegenständen. Furchtbare Theurung drückt das ganze Kur- und Herzoglich-Sächsische Gebiet, und diese ist sogar im Ertzgebürge, an einigen Orten bis zur bejammernswürdigsten Hungersnoth ausgeartet. Mehrere Fabriken, denen es an Wolle gebricht, lassen die Schuld ihres Stillstands auf die Engländer fallen, welche dieses Material bey den Pächtern überall aufgekauft haben sollen, und weil ebendieselben eine große Menge Waaren zur Messe nach Leipzig brächten, werde den einheimischen Arbeiten das Verdienst entzogen. Diese Klage mag allerdings richtig seyn, uns scheint sie jedoch sehr übertrieben, wenn man aus dem Englischen Aufkauf der Sächsischen Wolle einen Verfall der meisten Fabriken im Lande, herleiten will. Erstlich ist die Wolle ganz gewiß dem Englischen Käufer im möglichst hohen Preise angeschlagen, und es kommt dafür eine ansehnliche Summe Geldes in Umlauf, dann aber bleibt auch dem Sächsischen Fabrikanten, die oft im niedrigsten Preise stehenden, übrigens schön und dauerhaft gearbeiteten Englischen

schen Zeuge in Menge an sich zu kaufen und seine Kundschaften damit zu versehen, die völlige Freiheit. Daher nur für Personen, welche in den Fabriken dadurch entbehrlich würden, sich der Schade ergäbe, daß sie ohne Arbeit bleiben müßten. Und das stünde mit einer gesunden Staatswirthschaft in Widerspruch, denn diese will keine rohen, sondern verarbeitete Produkte in Ausfuhr dulden. Erwäget man indessen, daß der Sächsische Fabrikant sein Erzeugnis weder so gut, noch in dem niedern Preise, als der Englische liefern, folglich bei weitem den großen Absatz, wie dieser, nicht verlangen könne, vielweniger jemals haben werde, so bleibt zwar der Fabrike in Sachsen ein Vortheil zurück, das Publikum hingegen gewinnt durch Waare, die an Schönheit, Dauer und geringerem Preis, die einheimische übertrifft. Endlich ist der Weisheit einer Kurfürstlichen Regierung gar wohl das Vertrauen zu schenken, daß sie dem Verkauf der Wolle an Ausländer, wenn solcher die Landesfabriken stöhren sollte, gewiß vorbeugen werde. Gesetzt aber, die Sächsischen Fabricken seyen im besten Gang, und ihre Magazine voll auserlesener Waaren, was wäre für sie zu thun, wenn in andern Ländern, wie dermalen der Fall ist, der Geldmangel von Tag zu Tag größer würde? Bleiben ihre Fabrikate liegen, so ist es derselbe Fall mit der Wolle. Da man jedoch zu dieser einen Absatz findet, wer wollte den Wollenhändler daran hindern?

Also

Also ruhet auf den Engländern die wenigste Schuld der über den Verfall der Fabriken in Sachsen erhobenen Klagen. Ihre Ursache fällt von selbst in die Augen, wenn man Deutschlands gegenwärtige Lage nur mit einem Blick übersieht. Wenn ein Heer von dreimalhunderttausend Köpfen auf einmahl einbricht, die ganze obere Hälfte des Reichs besetzt und in die bitterste Armuth stürzt, da es von seinem Kaiser ganz unbesoldet, blos auf Kosten des Bürgers und Landmanns sich weidet, wenn mehr als hundert Millionen bares Geld dem Haus Oestreich entzogen, und außer Umlauf in Deutschland gesetzt werden, was Wunder, daß der Handel, wie die Mühle ohne Wasser, mit diesem aber alles, was Gewerb und Fabrike heißt, stille steht? Mögten doch jene Fürsten, welchen die Vorsicht Macht genug zur Vertheidigung unsers deutschen Vaterlandes in die Hände gab, den allgemeinen Nothstand sich zu solchen Maasregeln hinleiten lassen, dadurch dem weitern Verfall des Reiches gesteuert und zur Hoffnung besserer Zeiten noch ein Schimmer übrig bleiben kann! Mögten wir doch der *Friedrich Auguste* viele haben, denen das Wohl ihrer Völker so nahe liegt, als dem weisen und beglückten Herrscher der Sachsen!

Gedruckt bei der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei in Stuttgart.
1905.









